

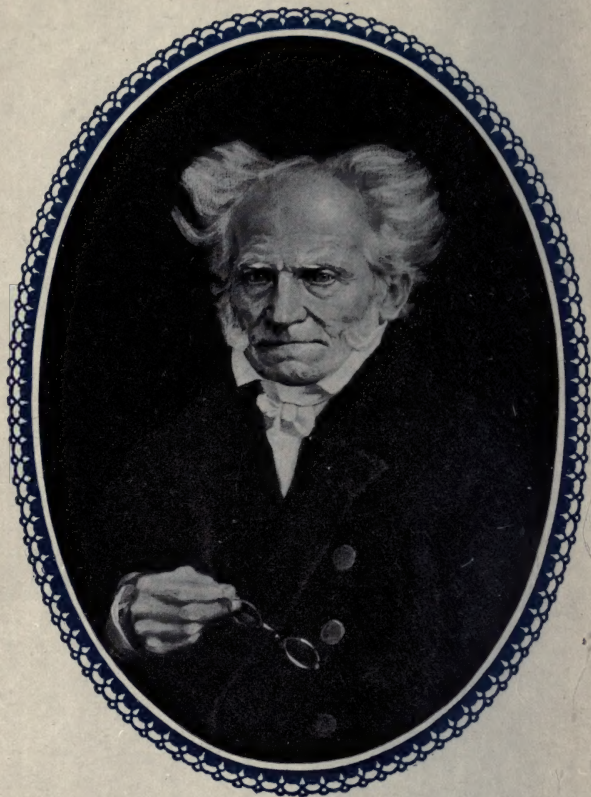
Arthur
Schopenhauer
Gedanken
und
Ausprüche



Presented to
The Library
of the
University of Toronto

8 10/10.11.18

N e h l e n = B ü c h e r



LG
S3732g

Koppel.

Arthur
Schopenhauer



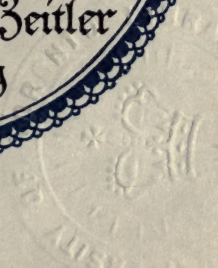
Gedanken
und
Ausprüche



1912

Verlag Julius Zeitler
Leipzig

476259
1.7.48





Es ist die Frage, ob man es schon eine Zeitströmung nennen könne, wenn zahlreiche Einzelne, ja viele Einzelne in der Bewertung einer Person oder einer Sache übereinstimmen und sich davon leiten lassen. Worüber eine, nicht geringe, Menge bedeutender Köpfe einig sind, das braucht an sich noch keine Zeitströmung darzustellen. Unter Zeitströmung wollen wir etwas viel Allgemeineres, große Volksmassen mit sich fortreisendes verstehen. Unsere immer höher gepriesene „Jetztzeit“ — es ist charakteristisch, daß dieses Wort seit Schopenhauer und Nietzsche doch noch immer zu Recht besteht — trägt so viele materielle Züge schaler Selbstzufriedenheit und flacher Genußsucht an sich, daß nicht daran zu zweifeln ist, daß viele unserer Besten nur mit bitterer Seele auf das bunte lärmende Treiben hinzublicken vermögen. Wenn diese zugleich Schopenhauer-Verehrer sind, sein müssen, so ist ihre gemeinsame Huldigung vor dem großen Mann doch nur erst eine tiefe, herrlich ertönende Welle, noch keine Strömung. Es müssen bessere, edlere Zeiten kommen, in denen Schopenhauer populär werden kann. Jetzt, nachdem

über ein halbes Jahrhundert seit seinem Heimgang verstrichen ist, kann man ihn im Tiefsten seines aristokratischen Geistes immer noch unzeitgemäß nennen. Noch auf lange hin muß er uns darum als Vorbild, als großer Lehrer und Erzieher, voranleuchten.

Die Geschichte der Wirkungen Schopenhauers sowohl zu seinen Lebzeiten, wie vor allem in der Nachwelt ist noch nicht geschrieben worden. Ottilie von Goethe beglückte den Greis mit dem Wort von dem „Jahrhundert Schopenhauers“. Wir dürfen aber nicht verkennen, daß dies nur in einem eingeschränkten Sinne Geltung haben kann. Nach der Vollendung des Hauptwerkes sahen wir Schopenhauer fast 20 Jahre auf Anerkennung harren. Zäh und eigensinnig, in übermenschlicher Geduld wartete er auf den Ruhm — jedes Mittel verschmähend, mit dem die modernen Berühmtheitsfabriken das Genie von Modegrößen ausposaunen. Dieser feurige Geist und die Reaktionszeit, das Biedermeier konnten nicht zusammenkommen. Das Erscheinen der schon durch ihre Form mediokre Geister anziehenden Parerga endlich fiel in eine Zeit zusammen-

gefaßteren, geistigen Sichselbstbesinnens der Deutschen. Die Sonne des Ruhms stieg nun für den Greis mit weißem Glanze empor. Aber wie er es immer unter seiner Würde gefunden hat, für die Vielzubielen zu schreiben, wie sein ganzes Denken ein aristokratisches Gepräge trägt — er übte seine Hauptwirkung auf erlesene Köpfe, und so sehen wir in der Folgezeit in Kunst und Philosophie, in Literatur und Musik viele herrliche Werke der Epoche von seinem Geiste durchdrungen.

Die Größe seiner Philosophie, die Höhe seines philosophischen Lehrgebäudes, ist eine unangetastete und unantastbare. Irrtümer und Widersprüche mögen noch mehr aufgezeigt werden, der tiefe Kern dieser Philosophie wird immer bestehen bleiben, weil ein großer Mensch dahinter steht. Die kühne Tat, in die satte Zufriedenheit des Menschengeschlechts eine mächtige Bresche geschlagen zu haben, den Menschen einmal die andere, gern übertanzte Seite ihres Daseins gezeigt zu haben, die Not, den Jammer, das Leiden, den Schmerz, weist Schopenhauer in der Philosophen-

reihe auf den höchsten Rang. Die dunkle Rätselhaftigkeit, die schauervolle Unheimlichkeit, die Unergründlichkeit des menschlichen Daseins können seitdem nicht wieder verdeckt, nicht mehr übersehen werden. Hier schon hat der Philisteroptimismus, der, nachdem er schon so lange Strecken des vorigen Jahrhunderts verflacht hat, heute wieder so unerhörte Drgien begeht, seinen Herzstoß erhalten. Manches mag vergänglich sein in Schopenhauers Philosophie, manches mag sich in seiner Vergänglichkeit schon gezeigt haben, wobei selbst die wuchtigsten Streiche, die Nießsche gegen seinen Meister geführt hat, noch nicht einmal zuerst gerechnet sein mögen, — da sie aus dem Leben, aus einem durchlittenen und heiß durchkämpften Leben erwuchs und bis ins innerste Mark von scheinloser Wahrhaftigkeit und unbeirrbarer Redlichkeit erfüllt ist, gehört aber ein unendlich größerer Teil dieser Philosophie als bleibendes Gut der Menschheit. Und die Gestalt des Schöpfers dieser Philosophie wächst immer größer über das Werk empor und reißt aus der Schöpfung selbst alles Wahrhafte, Gelebte, Blutvolle

mit sich empor, sich damit erfüllend. Es hat Epochen gegeben, da rühmte man das Werk und krittelte und meisterte, aus dem Gefühl einer überlegenen Philister-tugend und Spießbürger-sittlichkeit an dem Menschen. Die Deutschen verlangen es von ihren Dichtern und Philosophen, daß sie arm geboren werden, und daß sie, wenn sie es trotzdem zu etwas bringen, bescheiden in der Ecke stehen bleiben. Sie verdachten es Schopenhauer, daß er seine, an sich nicht allzuviel bedeutende, Habe vernünftig verwaltete und sich ihrer als einer Schutzwehr gegen die böse Umwelt bediente.

Wenn man sieht, wie in der Gegenwart der Ruhm vieler von ihren Mitteln, dem vorzüglichsten Können der glücklichen Erben, an denen das heutige Deutschland so reich ist, her fabriziert wird, bleibt ewig bewundernswert, daß jede leiseste Versuchung, den Ruhm durch die unterirdischsten Bestechungskanäle flüssig zu machen, von diesem großen Menschenkenner ferngeblieben ist. Weit ab von den Vorwürfen der Runo Fischer, Guzkow u. a. gegen seine auf den Ton der

Behaglichkeit und Eleganz reguliert erscheinende Lebensführung gehört uns dies zum Bilde seiner Erhabenheit. Wenn wir erwägen, wie schmal der Berggrat ist, auf dem das Genie seinen Weg durch die Menschheit schreitet, so müssen wir dankbar sein, wenn einmal für seine Sicherheit etwas mehr gesorgt ist, als sonst. Einige Genies müssen wenigstens überbleiben, verhungern sollten nicht alle brauchen. Wie mit seinem Vermögen und dessen Anwendung beleidigte Schopenhauer seine Zeitgenossen und viele der nachfolgenden Zweiflüßler mit seiner souveränen Menschenkenntnis. Er hat die triste psychologische Zusammensetzung des Menschen tiefer durchschaut und erfaßt, als jeder Mitlebende, und wir müssen weit suchen, bis wir auf einen treffen, der es ihm gleich tut. Wahrheiten über sich kann der Mensch am wenigsten ertragen, er will in seinem Futterkrippenglück und in seiner Kanapébehaglichkeit nicht im leisesten gestört sein, aufgeschreckt oder mit einer Brandfackel durchleuchtet zu werden, vergilt er mit Haß und Verleumdung. Diese lindern sich nur, wenn, oder sobald, der Verkünder der bitteren

Wirklichkeiten gestorben ist. Jedenfalls befreundet sich der Zweifüßler nur mit den Entdeckungen in seiner Seele, und meistens wird er eine grimmige Satire auf sich selbst bieten, wenn er sie später, in eitel Zufriedenheit, verwertet. Hier, in den Aphorismen zur Lebensweisheit, in der Lehre vom Genie, in den Abhandlungen über Einsamkeit und Geselligkeit, in der Metaphysik der Geschlechtsliebe, in den Maximen und psychologischen Bemerkungen stecken die edelsten Weisheiten Schopenhauerschen Denkens.

Von dem Weg, wie er dazu kam, muß einiges zu sagen versucht werden. Schopenhauer hatte von Anbeginn an einem Übermaß des Willens zu leiden. Der Wille drängte sich ihm als *ens realissimum* schon in frühesten Jugend in der eigenen Seele auf. Mit dem Willen war eine ganz ebenbürtige Intelligenz und Vorstellungskraft verbunden, sie ward von ihm zu unablässigen Arbeiten und unerhörten Leistungen angespornt und getrieben. Unter den gleichzeitigen Menschen können wir nur an Napoleon und Goethe eine ähnliche Willensintensität beobachten. Schopen-

hauer schlug seine Geisteseschlachten etwas später, aber er ist ihr Pair, ihrer Gesellschaft würdig. Für einen so gewaltigen Willen, der schon von 1807 an auf sein Ziel sinnt, bot das damalige Deutschland keine edlere Betätigungsmöglichkeit als ein Leben im Geiste. Der ehrgeizdampfende Boden Weimars mag das seinige zu dieser Richtung getan haben, wieder entwickelt sich das Schauspiel eines Ringens mit Goethe, wie es vor dem Schiller und Kleist geboten hatten. Dieser ungeheuren Willenskraft muß die ganze Unzulänglichkeit und Fragwürdigkeit des eigenen wie des umgebenden Lebens früh aufgehen, die Schattenseiten des Lebens, das Hemmende, die Widerstände tun sich kund, und an der stumpfen Welt hinaufbrandend, müssen alle Forderungen an sie zerschellen. Das Ungenügen spricht schon aus den Reisenotizen aus England und Südfrankreich, es verstärkt sich zu sonoren Klängen in Gotha und an der Ilm und schon in dem Studenten ist es entschieden, daß ihm die Welt niemals genug tun kann, daß er nie mit ihr, so wie sie ist, wird zufrieden sein können. Er schafft sein Werk und findet

keinen Widerhall. Er spricht zu dem Größten seiner Zeit und findet keine gute Stätte, kein ermutigend Wort. Er will seinen Platz in der gesellschaftlichen gelehrten Verfassung einnehmen, trotzig aller kleinen Klugheit verschmähend, und scheitert. Auf lange Jahre muß so die Einsamkeit sein Los werden. Ein Geist wie der seine kann sich nicht prostituieren. Daß er es nicht brauchte — diese Demütigung blieb ihm erspart. Die Menschheit kam einmal um den Genuß, dies Schauspiel der Herabwürdigung, zu dem sie ihre Besten niederbeugt und nach dem sie in unendlichen Variationen lechzt, in sich zu erleben. Gott weiß, wer dafür ein um so grimmigeres Opfer wurde. Schopenhauer aber hielt stand. In grenzenloser, unsäglicher Vereinsamung. In einer Haltung voll königlicher Größe, wie wir sie an der von Rodin modellierten Balzacstatue sehen. Ein solcher Wille und ein solcher Intellekt bleiben nicht stehn. Schopenhauer beklopft die Menschheit und er füllt Bände mit der Notierung all der faulen, brüchigen, brandigen Stellen, die er entdeckt. Immer weiter entfernt es ihn von den Menschen,

in einer ungeheuern Überlegenheit. Dieser Geist mußte es längst satt haben, mit den Menschen zu spielen, seine Aufgabe mußte nun sein, Ringe und Schichten noch tieferer Einsamkeiten um sich zu legen, damit ihn die Menschheit nicht erreiche. Wie jedem, der nicht in Purpur geboren ist, dem nicht die Möglichkeit in die goldne Wiege gelegt ward, die Distanzen von sich aus zu spannen, wurde nun ihm die Einsamkeit der Königsmantel, in den gehüllt man nicht mehr so friert in der Welt. Und jetzt — war dies nicht ein Menschen-ton, aus entlegenster Ferne noch? Ganz aus der Tiefe und über die Eiswüste her, ringsum tönen nun leiser und lauter die Stimmen von Erkennenden, Bewundernden, Anhängenden. Die Schar der Jünger zieht herbei, in Briefen und Sendschreiben wird ihnen die Lehre verkündet, gedeutet, erklärt. Und soll man es Eitelkeit schelten, wenn der Greis, wie er früher auf jeden Widerhall gelauscht, nun sorgsam jedes Zeichen der Verehrung, der endlichen Wirkung bucht? Es braucht keine Schwäche zu sein, denn es ist ja so menschlich, und wenn es eine kleine Schwachheit ist,

dann liegt so unendlich viel liebenswürdiges darin, so viel versöhnlich stimmendes. In alledem aber steht das Rad des Willens nie still, unablässig schafft der Unermüdlche, ein Faust bis ans Ende, und als ihm der Körper den Dienst mit einem jähen Ruck auf sagt, wird auch die Hand niedergeschlagen, die „eben den Parergis noch wichtige Zusätze geben wollte“. Wie jeder Große, stirbt Schopenhauer im Schaffen.

Schopenhauer war ein Meister unserer Sprache. Er war, in seiner Macht über die Worte, einer der großen Befehlshaber der Literatur. Aus unmittelbarem Leben, aus lebendigster Anschauung und Realität quellen ihm die Worte. Sein Stil ist voll gesättigter Wirklichkeitsfülle, strotzend von glänzenden Bildern und Vergleichen; dabei gedrungen und präzis in der Komposition, er schreibt kein Wort zuviel und jedes Wort sitzt am richtigen Fleck. An Goethe geschult, wird er für das Leben unserer Sprache einer ihrer gewaltigsten Schöpfer. Es war ihm gegeben, sein Denken in die unvergänglichen Worte zu kleiden. In der Energie,

im Tempo und in der Intensität dieses Schreibens, drückt sich zugleich das mächtige Temperament dieses mit zu den edelsten Nationalschriftstellern zu zählenden Mannes aus. In der Jugend nicht frei von Sprödigkeiten und Herbheiten wird der Stil in den Jahren der Reife von einer unvergleichlichen Fülle und Milde. Lange, anderthalb Menschenalter vor Büstmann sorgte sich Schopenhauer wegen der einreißenden Sprachverhunzung und stellte sich zur Wacht auf vor diesem höchsten Heiligtum unseres Volkes, vor unserer Sprache.

Schopenhauers Gedankenwelt in der Kehlenschen Methode darzustellen, bot einige Schwierigkeit, da das Werk des Philosophen nur die Entwicklung eines alles überstrahlenden Gedankens ist, und die Systematik des gesamten Werkes keinerlei oder nur geringe Entwicklung aufweist. Doch fügt sich die Abfolge der Werke in die Chronologie des Lebens zwanglos ein. Es konnte erwogen werden, ob nicht innerhalb der Hauptabteilungen des Mosaiks von Aphorismen eine systematische Gliederung mit selbständigen Überschriften

sich herstellen ließ. Letztere wären aber an sich ein zu weitgehender Eingriff gewesen und bei der systematischen Gliederung wäre es auf ein bloßes Permutieren hinausgekommen; wenn jeder Gedanke in seinem Zusammenhang in den etwa 16 Hauptabteilungen bleiben mußte, von den ersten Niederschriften bis zu den Senilia, so mochte er auch an der Stelle belassen werden, wohin er kraft seines Ursprungs gehörte. Wenigstens im Wesentlichen. Denn bei dem derzeitigen Stande der Veröffentlichungen aus Schopenhauers Nachlaß, vor allem der Jugend- und der Dresdener Aufzeichnungen, der zehn Manuskriptbücher (aus denen die Cogitata, Pandektä, Spicilegia, Senilia sich besonders reich erwiesen), des verschollenen Eisheauton, sowie des ganzen Fragmenten-Nachlasses ist eine genauere chronologische Fixierung überaus schwer, wenn nicht überhaupt unmöglich. Jedenfalls aber blieben bei diesem Verfahren die Rundgebungen einer jeden Epoche beisammen, äußerlich auch gegliedert durch die Einschreibungen biographischen Charakters aus Briefen und Gesprächen. Über die Literatur und Bibliographie der

Werke, Briefe und Gespräche bedarf es keines Hinweises. Die Sammlung selbst kann nicht als Hauptzweck haben, den systematischen Denker in Schopenhauer abzuschildern, sein Gedankengebäude in theoretischen Abschnitten aufzustellen. Zur Illustrierung des Systems wurden nur die prägnantesten Gedanken herausgehoben, das Schwergewicht der Sammlung liegt aber darin, daß sie den Menschen Schopenhauer zeigen will von den ersten aufkeimenden Ideen bis zu dem stolzen Worte an Swinburn: „Einerlei, sie werden mich finden“.

Dies alles hat seine Größe. Größe atmet auch aus seiner letztwilligen Verfügung über sein Grab, das er mit einem großen Stein bedeckt wünschte, auf dem nur sein Name stehen sollte, „aber schlechterdings nichts weiter, kein Datum noch Jahreszahl, gar nichts, keine Silbe“. Es ist bekannt, wie er über seinen Nachlaß verfügt hat. Die Trennung der Handschriften von der Bibliothek und die teilweise Auflösung der letzteren müssen wir ja beklagen, aber in der Gegenwart, wo vieles gesichert und gesammelt ist und bestehen bleibt,

entquellen diesen Schätzen neue Lebensströme. Auch hierin war Schopenhauer unzeitgemäß. Als Moderner hätte er aus den 3000—4000 Bänden seiner Bibliothek und aus den Handschriften ein Schopenhauer-Archiv gegründet, und aus dem hinterlassenen Vermögen von 70000 Gulden, die er dem Berliner Invaliden-Fonds zuwandte, hätte er eine Schopenhauer-Stiftung gemacht. Der Weg zu einer Schopenhauer-Professur wäre von da nicht weit gewesen. Das sind die Mittel, mit denen man in der heutigen „Jeszeit“ berühmt wird — von den Sammelobjekten her. Werden diese gar als öffentliches Institut erklärt, so horcht die alle materiellen Werte anbetende Menschheit auf und entdeckt den ausgezeichneten Mann und die Ruhmesorganisation wirkt.

Wie schlecht verstand sich Schopenhauer auf das Geschäft der Beifallsfabrikation! Er hätte es sich, wenn er die moderne Methode voraus geahnt hätte, so leicht machen können, leicht sich und seiner Nachwelt. Und nun hat der seltsame Mann die Bosheit und Unflugheit besessen, es ihr so schwer zu machen,

den Weg zu ihm zu finden. Nun muß sich jeder zu ihm durchkämpfen, wer sich ihm nahen will, durchkämpfen zu seinem Götterbild durch sieben mal sieben Stationen der Heiligungen und Wandlungen.

Dies hier will ein Geleitbuch dazu sein.

Es umschließt, in aller Kürze, ein heroisches Leben.

Robert Rehlen.

Aus späteren Aufzeichnungen Schopenhauers (Erinnerungen an die Kinderzeit).

Als Kind hat man noch gar keinen Begriff von der Unerbittlichkeit der Naturgesetze und dem starren Verharren jedes Dinges bei seinem Wesen. Das Kind glaubt, selbst leblose Dinge werden ihm ein wenig nachgeben: vielleicht weil es sich mit der Natur als Eins erkennt, vielleicht weil es sie sich befreundet glaubt aus Unbekanntschaft mit dem Wesen der Welt. So hat man mich als Kind gefunden, wie ich einen Schuh in ein großes Gefäß voll Milch geworfen hatte und nun den Schuh recht herzlich hat, herauszuspringen. Auch die Bosheit der Tiere muß das Kind kennen lernen, ehe es sich hütet. Aber erst bei reifer Erfahrung sehen wir die Unbiegsamkeit der menschlichen Charaktere ein, wie kein Flehen, noch Vorstellen, noch Beispielgeben, noch Wohlthun sie dahin bringt, von ihrer Art zu lassen, sondern vielmehr ein Jeder seine Handlungsweise, Denkungsart und Fähigkeit mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes durchzuführen muß und, was man auch mit ihm vornehme, immer der-

selbe bleibt. Erst, nachdem wir dies anschaulich und tief erkannt haben, geben wir es auf, die Menschen überreden, ändern und nach unserm Sinn modeln zu wollen: statt dessen studieren wir darauf, uns in sie zu finden, soweit wir sie nicht wohl entbehren können, und uns von ihnen zu entfernen, soweit wir durchaus nicht mit ihnen zusammengehen können.

2.

In der Westminsterabtei, Tagebuchblätter, Sommer 1803.

Sieht man in diesen gotischen Mauern die Überreste und Denkmäler der Dichter, Helden und Könige, wie sie aus so verschiedenen Jahrhunderten hier zusammenstehen, so fragt man sich, ob jene wohl selbst so beisammen sind, dort, wo nicht Jahrhunderte, nicht Stände, nicht Raum und Zeit sie trennen, und was wohl jeder von dem Glanz, von der Größe, die ihn hier umgaben, mit hinüber genommen habe. Die Könige haben Krone und Szepter hier zurückgelassen, die Dichter den Ruhm; doch die großen Geister unter ihnen, deren Glanz aus ihnen selbst geflossen, die ihn nicht von außen empfangen, haben alles, was sie hier gehabt, mit hinübergewonnen.

3.

Aus einem Brief aus Wimbledon, über die englische Bigotterie, 1803.

Wenn doch die Fackel der Wahrheit die ägyptische Finsternis in England durchbrennte!

4.

An einen Hamburger Schulfreund, 1803.

Ich finde mich durch meinen Aufenthalt in England betrogen, die ganze Nation zu hassen.

5.

Bei Betrachtung der Einwohner von Lyon, Tagebuch, 1804.

Es ist unbegreiflich, wie die Macht der Zeit die lebhaftesten und schrecklichsten Eindrücke verwischt!

6.

Tagebuchaufzeichnung, über die Ruinen des römischen Amphitheaters in Nîmes, Januar 1804.

Die Spuren von den verschiedenen Jahrhunderten,

welche diese grauen Steine gesehen haben, führen bald den Gedanken an die Tausende längst verwester Menschen herbei, die in diesen mannigfaltigen Jahrhunderten an allen ihren Tagen, so wie ich heute, über diese Ruinen hinwegschritten: wenn die Dauer des Menschen sich kurz nennen läßt, so ist es im Vergleich mit der Dauer seiner Werke.

7.

Tagebuchaufzeichnung, über das Bagno in Toulon, Februar 1804.

Es ist schrecklich, wenn man es bedenkt, daß das Leben dieser elenden Galeerensklaven, was viel sagen will, ganz freudenlos ist und bei denen, deren Leiden auch nach fünfundzwanzig Jahren kein Ziel gesetzt ist, auch ganz hoffnungslos: läßt sich eine schrecklichere Empfindung denken, wie die eines solchen Unglücklichen, während er an die Bank der finstern Galeere geschmiedet wird, von der ihn nichts wie der Tod mehr trennen kann? Manchem wird sein Leiden wohl noch durch die unzertrennliche Gesellschaft dessen erschwert, der mit ihm an Eine Kette geschmiedet ist. . . . Keiner will den zu sich aufnehmen, der von der Galeere kommt, und zehn Jahre Strafe haben

ihn von dem Verbrechen des Augenblicks nicht rein-
gewaschen. Er muß zum zweitenmal ein Verbrecher
werden und endet am Hochgericht. Ich erschrak, als
ich hörte, daß hier sechstausend Galeerensklaven sind.
Die Gesichter dieser Menschen können einen hinläng-
lichen Stoff zu physiognomischen Betrachtungen geben.

8.

An seine Mutter, 22. Oktober 1806.

Es soll so sein, nichts soll standhalten im vergäng-
lichen Leben: kein unendlicher Schmerz, keine ewige
Freude, kein bleibender Eindruck, kein dauernder Enthu-
siasmus, kein hoher Entschluß, der gelten könnte fürs
Leben! Alles löst sich auf im Strom der Zeit. Die
Minuten, die zahllosen Atome von Kleinigkeiten, in
die jede Handlung zerfällt, sind die Würmer, die an
allem Großen und Kühnen zehren und es zerstören.
Das Ungeheuer Alltäglichkeit drückt alles nieder, was
emporstrebt. Es wird mit nichts Ernst im mensch-
lichen Leben, weil der Staub es nicht wert ist. Was
sollten auch ewige Leidenschaften dieser Armseligkeiten
wegen?

Über die Tonkunst, Ende 1806.

Wie fand das himmlische Samenkorn Raum auf unserem harten Boden, auf welchem Nothwendigkeit und Mangel um jedes Plätzchen streiten? wir sind ja verbannt vom Urgeist und sollen nicht zu ihm empor-dringen. Das eiserne Urtheil des Bedürfnisses ist über der Armen Geschlecht ausgesprochen, Mangel und Noth-durst liegen unabwälgbar auf ihm, fordern jede Kraft und hemmen jedes Streben. Nur wenn sie völlig be-friedigt sind, darf der Geist, ermüdet und abgestumpft, durch die Nebel der Erde geblendet, aufwärts blicken. Tadle die Armen nicht, wenn sie im Staube nach der Freude wühlen. O Gott, wir müssen es ihnen ver-geben, wenn sie nach dem Bösen greifen; denn ihr Himmel ist verschlossen und wenige Strahlen scheinen durch bis zu ihnen. Und doch hat ein mitleidender Engel die himmlische Blume für uns erfleht und sie prangt hoch in voller Herrlichkeit, auf diesem Boden des Jammers gewurzelt. — Die Pulsschläge der göttlichen Tonkunst haben nicht aufgehört zu schlagen durch die Jahrhunderte der Barbarei, und ein unmittelbarer Wider-hall des Ewigen ist uns in ihr geblieben, jedem Sinn verständlich und selbst über Laster und Tugend erhaben.

Gedicht vom Jahre 1806.

O Wollust, o Hölle,
 O Sinne, o Liebe,
 Nicht zu befriedigen
 Und nicht zu besiegen!
 Aus Höhen des Himmels
 Hast du mich gezogen
 Und hin mich geworfen
 In Staub dieser Erde:
 Da lieg ich in Fesseln.
 Wie wollt ich mich schwingen
 Zum Throne des ewigen,
 Mich spiegeln im Abdruck
 Des höchsten Gedankens,
 Mich wiegen in Düften,
 Die Räume durchfliegen,
 Voll Andacht, voll Wunder,
 Ausbrechend in Jubel,
 In Demut versinkend,
 Den Einklang nur hörend;
 Wie wollt ich vergessen
 Des niedrigen Staubes,
 Nicht schelten die Toren,

Nicht neiden die Großen,
Nicht spotten die Schwachen,
Die Bösen nicht sehen,
Den Meister im Werke,
In Körpern die Geister
Nur sehen und lieben —
Doch du, Band der Schwäche,
Du ziehst mich nieder,
Daß fest mich umklammert
Das Heer deiner Fäden,
Und jegliches Streben
Nach oben mißlingt mir.

Was wäre wünschenswerter wohl,
Als ganz zu siegen
Über das leere und so arme Leben,
Was keinen Wunsch uns je erfüllen kann,
Ob Sehnsucht gleich uns auch das Herz zersprengt.
Wie wär es schön, mit leichtem leisen Schritte
Das wüste Erdenleben zu durchwandeln,
Daß nirgends je der Fuß im Staube hafte,
Das Auge nicht vom Himmel ab sich wende.

Anfang 1807.

Es ist unbegreiflich, wie bei der Bannung der ewigen Seele in den Körpern solche aus ihrer vorherigen erhabenen Apathie konnte gerissen werden, hinabgezogen in die Kleinheit des Irdischen und so zerstreut durch Körper und Körperwelt, daß sie ihren bisherigen Zustand verlernte und aus dem von ihrem vorigen Standpunkt so unendlich kleinen Irdischen teilnahm und sich so darin einbaute, daß sie ihr ganzes Dasein darauf beschränkte und damit ausfüllte; daß die Außenwelt sie so zerstreute, daß sie selbst das Wunderbare und ihr Fremde dieser Außenwelt in dem Grade übersieht, daß Tausende aus der Welt gehen, ohne sie beachtet und darüber gedacht zu haben: da doch jede der dem Menschengeist unerklärbaren einfachsten Naturerscheinungen, z. B. eines der Elemente, hinreichen würde, ihn sein ganzes kurzes Leben hindurch in beständigem Streben zu erhalten und zu beschäftigen. Aber er geht rasch fort auf der Brücke, deren Grund er nicht kennt, ohne rechts oder links zu schauen, seinen kleinen Fußpfad, ohne zu denken woher noch wohin, nur eifrig zum nächsten Schritte strebend.

In Gotha, Ende 1807.

Der Rang auf der Geisterstufe bestimmt sich ganz danach, mit welchem Blick man in die Außenwelt schaut, wie tief und wie oberflächlich. Der gewöhnliche Europäer sieht oft beinahe wie das Tier hinein und würde, wenn es ihm nicht von anderen gesagt wäre, nie das Unsichtbare im Sichtbaren ahnden. Er kann also so wenig wie das Tier ernsthaft über die Außenwelt hinweg, oder auch nur mit einer eigenen Anschauung sich aus derselben hinausdenken. Warum müssen doch die wenigen hohen Menschen, die durch Zufall nicht so fest eingekörpert sind, als die Legion der anderen, warum müssen diese einzelnen durch tausend Hindernisse so getrennt sein, daß ihre Stimmen sich nicht erreichen können, sie sich nicht erkennen und die selige Geister schläferstunde nicht schlagen kann? Warum muß ein solcher, wenn der Zufall ihm schon viel gab, höchstens nur im Kunstwerk Verstorbenen oder Entfernter dann und wann das ähnliche Wesen spüren und dann Sehnsucht seine Qual vermehren, während er schmachtet in der Einöde, wo, wie Sand in der Sahara, unzählbar die Schar der schalen Halbtiere allein seinen Blick berührt?

In Gotha, Ende 1807.

Wie erbärmlich Zeit und Kräfte des Menschenlebens, das herrlichste und kürzeste, was wir kennen, angewandt und mit unbegreiflicher Thorheit verschwendet werden, wird mir am deutlichsten, wenn ich einen Menschen sehe, dessen Arbeit es ist, mir aufzuwarten: wie das unbegreifliche, zusammengesetzte Geschöpf, das herrlichste, höchste der Natur mit den kleinsten Sorgen sich beschäftigt und sich abhängigigt, Tage, Monate zubringt ohne viel andere Gedanken.

Auf die Gothaer Philister, 1808.

Sie spähen, lauschen, geben acht
 Auf alles was geschieht,
 Was jeder treibt, was jeder macht,
 Was jeder redet laut und sacht,
 Nichts ihnen sich entziehet.

Durch Fenster ihre Blicke spähn,
 Ihr Ohr lauscht an den Türen,
 Es darf nichts unbemerkt geschehn,

Die Raß nicht auf dem Dache gehn
Daß sie es nicht erführen.

Des Menschen Geist, Gedanken, Wert,
Das spißt nicht ihre Ohren;
Wie viel alljährlich er verzehrt
Und ob mit Recht der Mann gehört
Zu den Honoratioren,

Ob er zuerst zu grüßen ist,
Ob er „Herr von“ und gnädig,
Ob Rat nur oder Canzelist,
Luther'scher oder röm'scher Christ,
Verehlicht oder ledig,

Sein Haus wie groß, sein Rock wie fein,
Wird gründlich wohl ertwogen,
Doch: kann er uns von Nutzen sein?
Wird jeder Rücksicht groß und klein
Wie billig vorgezogen.

Const fragt sich's, was hält er von uns,
Von uns wie denkt und spricht er?
Da fragt man nach bei Hinz und Kunz,
Wiegt seine Wort mit Lot und Unz',
Erspäheth die Gesichter.

Sonnett (Weimar), 1808.

Die lange Winternacht will nimmer enden;
 Als käm' sie nimmermehr, die Sonne weilet;
 Der Sturm mit Eulen um die Wette heulet;
 Die Waffen klirren, an den morschen Wänden.

Und off'ne Gräber ihre Geister senden:
 Sie wollen, um mich her im Kreis verteilet,
 Die Seele schrecken, daß sie nimmer heilet;
 Doch will ich nicht auf sie die Blicke wenden.

Den Tag, den Tag, ich will ihn laut verkünden!
 Nacht und Gespenster werden vor ihm fliehen:
 Gemeldet ist er schon vom Morgensterne.

Bald wird es licht, auch in den tiefsten Gründen:
 Die Welt wird Glanz und Farbe überziehen,
 Ein tiefes Blau die unbegranzte Ferne.

Philosophische Aphorismen aus den
 Jahren 1808 und 1809.

Alle Philosophie und aller Trost, den sie gewährt,
 läuft darauf hinaus, zu zeigen, daß eine Geisterwelt

ist und daß wir in derselben von allen Erscheinungen der Außenwelt getrennt, ihnen von einem erhabenen Sitz mit größter Ruhe und ohne Teilnahme zusehen können, wenn unser der Körperwelt gehörender Teil auch noch so sehr darin herumgerissen wird.

17.

Tief im Menschen liegt das Vertrauen, daß etwas außer ihm sich seiner bewußt ist wie er selbst; das Gegenteil lebhaft vorgestellt, neben der Unermeßlichkeit, ist ein schrecklicher Gedanke.

18.

Wir sollen nicht grünen und blühen wie die Pflanzen der Erde: das sagt uns jedes Trauerspiel; also wohl etwas Besseres, sagt sich der Zuschauer und sieht mit Genuß zertrümmern alles, was ihm oft das Wünschenswerteste schien.

19.

Warum liegt über dem Andenken der Vorzeit eine so liebliche Ruhe? warum ergreift uns wehmütige Rührung fast schon beim Nennen der alten Zeit?

warum sehen wir ihre Gestalten in so sanftem Schimmerlichte, so ohne Beimischung des Grellen? Ist es darum, weil der Tod sie geebnet hat, weil ihre Sorgen und Qualen nicht mehr sind und die Zeit gelehrt hat, daß diese Täuschungen waren und wir sie nun belächeln wie die Trübsale der Kinder?

20.

Nehmen wir aus dem Leben die wenigen Augenblicke der Religion, der Kunst und der reinen Liebe, was bleibt als eine lange Reihe trivialer Gedanken?

21.

Wie das Tier zu dem ihm möglichen Grade von irdischem Wohlfsein durch den Instinkt viel sicherer geleitet wird als der Mensch durch die Vernunft: so leitet wieder der gemeine Verstand viel sicherer in irdischen Dingen als das Genie.

22.

Was wir auch thun, der Anteil am Irdischen ist nicht zu vertilgen; nicht zu töten die Sorge und die Hoffnung auf dies, auf jenes, sie regen sich immer

von neuem. Nur das muß man erzwingen, daß man keiner Sache sich ganz hingibt, daß keine unsere Gedanken so ganz einnehme, daß wir alles darauf beziehen. Man muß sich nicht zu gemein mit den Sorgen, den Hoffnungen, den Betrübniſſen und den Freuden machen; es gilt von ihnen, was Martial von den Freunden ſagt: mache dich mit Keinem zu vertraut; du wirſt weniger Freuden, aber auch weniger zu leiden haben. Und da wir von dem Anteil an unſerm perſönlichen Ich uns nie ganz befreien können, zugleich aber wiſſen, daß wir nie wahre Freuden aus ihm erhalten können, wohl aber Störung der wahren Freude, ſo müſſen wir ſuchen, es ſo wenig wie möglich in die Händel der Welt zu miſchen, ſo wenig wie möglich äußeres Leben führen, nicht die Genüſſe vermehren, ſondern die Bedürfniſſe verringern zu wollen, nicht Schauſpieler, ſondern Zuſchauer zu ſein.

23.

Über Karoline Jagemann zu ſeiner Mutter, 1809.

Dieſes Weib würde ich heimgeführt haben und wenn ich ſie Steine klopfend an der Landſtraße gefunden hätte!

24.

Über Kant, ca. 1810.

Es ist vielleicht der beste Ausdruck für Kants Mängel, wenn man sagt: er hat die Contemplation nicht gekannt.

25.

Polyhymnia, 1811.

Es bauet sich im unruhvollen Leben
Ein neues Leben voller Ordnung auf,
Der Menschen plan- und grenzenloses Streben
Der Zeiten eisern schonungsloser Lauf,
Die bösen Geister, die uns rings umschweben,
Und tückisch jedem Glücke lauern auf,
Das Alles ist gebannet und gewichen,
Durch einen Strom von Wohl laut ausgeglichen.

26.

Zu Wieland, April 1811.

Das Leben ist eine mißliche Sache: ich habe mir vorgesezt, es damit hinzubringen, über dasselbe nachzudenken.

Aus Ellrich, 8. September 1811.

Die Philosophie ist eine hohe Alpenstraße, zu ihr führt nur ein steiler Pfad über spitze Steine und stechende Dornen: er ist einsam und wird immer öder, je höher man kommt, und wer ihn geht, darf kein Grausen kennen, sondern muß alles hinter sich lassen, und sich getrost im kalten Schnee seinen Weg selbst bahnen. Oft steht er plötzlich am Abgrund und sieht unten das grüne Thal: dahin zieht ihn der Schwindel gewaltsam hinab; aber er muß sich halten und sollte er mit dem eigenen Blut die Sohlen an den Felsen kleben. Dafür sieht er bald die Welt unter sich, ihre Sandwüsten und Moräste verschwinden, ihre Unebenheiten gleichen sich aus, ihre Mistöne dringen nicht hinauf, ihre Rundung offenbart sich. Er selbst steht immer in reiner kühler Alpenluft und sieht schon die Sonne, wenn unten noch schwarze Nacht liegt.

1811—13.

Das Elend des Lebens tritt wohl nie in ein helleres Licht, als wenn ein denkender Mensch das Unerwisse, Mäßliche desselben, die gänzliche Nacht, in der er lebt,

eben recht deutlich, mit Grausen gesehen hat, und wie er nichts Festes, Unbestrittenes finden kann, woran er sich halte, wenn er, sage ich, nach diesen Gedanken, nicht sogleich eine Existenz, die keine ist, vernichtet, sondern Athemholen, Essen, Trinken, Schlafen das Feste ist, woran er sich hält und wohin er auch zurückkehrt wie in den Hafen.

29.

Aber es ist nicht so! das Feste, woran er sich hält, ist das für jenen Augenblick nur in den Hintergrund getretene Wissen der ewigen Wahrheit, welche das ist, was ihn jeden Augenblick im Leben hält; und wie das Athemholen dem Körper, damit er dem Geist nicht den Dienst versage, notwendig ist, so jenes dem Geist, daß er das Band nicht zerreiße. Tritt jenes Wissen in den Vordergrund, so gibt es Kunst und Wissenschaft.

30.

An Homer, vor 1813.

Unser Vater Homer, der Du jetzt mit dem edlen
Achilleus
Wallst in Elysions Hain, geheiligt werde Dein Name!

gleicht der Extrapost, wo man Halt ruft, wo man will, auch Nebenwege einschlagen darf.

32.

Wahnsinnige tun geniale Aussprüche oder würden sie wenigstens tun, wenn ihnen nicht die hohe Besonnenheit fehlte, die der Charakter des Genies ist.

33.

In Berlin 1813.

Unter meinen Händen und vielmehr in meinem Geiste erwächst ein Werk, eine Philosophie, die Ethik und Metaphysik in Einem sein soll. . . . Das Werk wächst, concreciert allmählich und langsam, wie das Kind im Mutterleibe: ich weiß nicht, was zuerst und was zuletzt entstanden ist, wie beim Kind im Mutterleibe. Ich werde ein Glied, ein Gefäß, einen Teil nach dem anderen gewahr, d. h. ich schreibe auf, unbekümmert, wie es zum Ganzen passen wird: denn ich weiß, es ist Alles aus Einem Grund entsprungen. So entsteht ein organisches Ganzes, und nur ein solches kann leben. . . . Ich, der ich hier sitze, und den meine Freunde kennen, begreife das Entstehen des Werkes nicht, wie die Mutter nicht das des Kindes

in ihrem Leibe begreift. Ich sehe es an und spreche, wie die Mutter: „ich bin mit Frucht gesegnet“.

34.

An den Tagen und Stunden, wo der Trieb zur Wollust am stärksten ist, ... eine brennende Bier ... gerade dann sind auch die höchsten Kräfte des Geistes, ja das bessere Bewußtsein, zur größten Thätigkeit bereit, ob zwar in dem Augenblicke, wo das Bewußtsein sich der Begierde hingegeben hat und ganz davon voll ist, latent: aber es bedarf nur einer gewaltigen Anstrengung zur Umkehrung der Richtung, und statt jener quälenden, bedürftigen, verzweifelnden Begierde füllt die Thätigkeit der höchsten Geisteskräfte das Bewußtsein. In besagten Zeiten ist wirklich das kräftigste thätigste Leben überhaupt da, indem beide Pole mit der größten Energie wirken: dies zeigt sich bei ausgezeichnet geistreichen Menschen. In besagten Stunden wird oft mehr gelebt, als in Jahren der Stumpfheit.

35.

Zu Rudolstadt, 1813.

Wenn mir ein Gedanke nur undeutlich entsteht und als ein schwaches Bild vorschwebt, so ergreift mich

unsägliche Begierde, ihn zu fassen; ich lasse alles stehen und liegen und verfolge ihn, wie der Jäger das Wild, durch alle Krümmungen, stelle ihm von allen Seiten nach und verrenne ihm den Weg, bis ich ihn fasse, deutlich mache und als erlegt zu Papiere bringe. Bisweilen entrinnt er mir doch: dann muß ich warten, bis ein anderer Zufall ihn einmal wieder aufjagt. Gerade die, welche ich erst nach mehreren vergeblichen Jagden fing, sind gewöhnlich die besten. Aber wenn ich bei so einer Verfolgung unterbrochen werde, besonders durch ein Tiergeschrei, das zwischen meine Gedanken hereinfährt, wie das Henkerschwert zwischen Kopf und Rumpf, da empfinde ich eines der Leiden, die wir verwirkt haben, als wir mit Hunden, Eseln, Enten in Eine Welt hinabstiegen.

36.

Über Kindergeschrei, zu Rudolstadt 1813.

Es ist gerecht, aber hart, daß wir unser ganzes Leben hindurch so vielerlei Kinder müssen täglich schreien hören, dafür, daß wir ein paar Jahre geschrieen haben.

Aus der Abhandlung über die vierfache Wurzel des Sages vom zureichenden Grunde.

Eine längst prophezeite Epoche ist eingetreten: die Kirche wankt, wankt so stark, daß es sich fragt, ob sie den Schwerpunkt wiederfinden werde: denn der Glaube ist abhanden gekommen. Ist es doch mit dem Licht der Offenbarung wie mit andern Lichtern: einige Dunkelheit ist die Bedingung. Die Zahl derer, welche ein gewisser Grad und Umfang von Kenntnissen zum Glauben unfähig macht, ist bedenklich groß geworden. Dies bezeugt die allgemeine Verbreitung des platten Rationalismus, der sein Bulldogsgesicht immer breiter auslegt. Die tiefen Mysterien des Christentums, über welche die Jahrhunderte gebrütet und gestritten haben, schießt er sich ganz gelassen an, mit seiner Schneiderelle auszumessen und dünkt sich wunderkling dabei.

Als seine Mutter beim Erscheinen der „Vierfachen Wurzel des Sages vom Grunde“ spottete:

Dieses Buch wird man noch lesen, wenn von deinen

Schriften kaum mehr ein Exemplar in der Kumpelkammer stecken wird.

39.

An F. A. Wolf, 24. November 1813.

Ich bin, wie Sie sehen, den Musen auch unter dem allgemeinen Waffengebümmel treu geblieben. Vielleicht wird es mancher tadeln: aber ich bin mir bewußt, Recht getan zu haben, daß ich nicht in einen Wirkungskreis trat, in welchem ich nichts als guten Willen hätte zeigen können, und dafür einen verließ, in welchem ich, wenn die Götter es zulassen, mehr zu leisten hoffe.

40.

An F. A. Wolf, 24. November 1813.

Durch Kant ist das Deutsche zur einzigen philosophischen Sprache gemacht.

41.

Reflexionen bei der Lektüre eines Moralisten, 1813.

Der simple Philister will dem Leben eine Art von Unendlichkeit, eine Unbedingtheit beilegen und sucht es

zu betrachten, und durchzuführen, als lasse es nichts mehr zu wünschen übrig. Der gelehrte Philister tut dasselbe an Grundsätzen und Methoden: er legt einigen von diesen unbedingte Vollkommenheit und objektive Gültigkeit bei, so daß ihm, nachdem diese gefunden sind, nichts übrig bleibt, als alles, was vorkommt, nach ihnen zu messen und dann zu billigen oder zu verwerfen. Aber das Glück und die Wahrheit sollen und können hier nie erhascht werden. Bloß ihre Schattenbilder sind uns gesandt, damit wir uns rühren. Der gewöhnliche Mensch verfolgt die des Glücks unermüdet und unverdrossen; der denkende ebenso die der Wahrheit. Beide haben, wenn auch nur Schattenbilder, doch in diesen soviel sie zu fassen vermochten. Das Leben ist eine Sprache, in der uns eine Lehre gegeben wird. Könnte diese Lehre uns auf eine andere Weise beigebracht werden, so lebten wir nicht. Nie werden daher Weisheitsprüche oder Klugheitsregeln die Erfahrung ersetzen und so ein Surrogat für das Leben selbst sein. Doch sind sie nicht zu verwerfen, denn sie gehören eben mit zum Leben; vielmehr sind sie hoch zu achten und anzusehen als die Hefte, die Andere jener großen Lehre des Weltgeistes nachgeschrieben haben, die aber ihrer Natur nach unvollkommen sein mußten, und nie jene wahrhafte viva vox

ersehen konnten. Um so weniger konnten sie es, da jene Lehre (das Leben) jedem anderes sagt, weil jeder anderes bedarf, und den am Pfingsttage predigenden Aposteln gleicht, die, die Menge unterrichtend, jedem in seiner Zunge zu reden scheinen.

42.

Bemerkungen zu Schleiermacher, ca. 1813.

Keiner, der religiös ist, gelangt zur Philosophie, er braucht sie nicht. Keiner, der wirklich philosophiert, ist religiös: er geht ohne Gängelband, gefährlich, aber frei.

43.

Bemerkungen zu Fichte, 1813.

Das Leben des besten Menschen, dessen, der mit sich am zufriedensten sein kann, und daher der glücklichste ist, ist doch nur ein steter, langer, rastloser Kampf ohne Sieg; Vollendung, Ruhe, höchste unerschütterliche Einigkeit mit sich ist nicht zu finden: das Höchste, wozu der Mensch es bringt, ist, daß er den Arm nicht sinken läßt, sondern kämpft und kämpft bis an den letzten Athemzug. Was in der erhabenen, hellen Stunde erkannt ist, in der dumpfen, trüben, tierischen auszuführen, das eben ist die Arbeit des Lebens.

44.

Randglosse zu Fichtes Sittenlehre.

Wir sind nur Mist zu künftigen Melonen.

45.

1813.

Zufall, Beherrscher dieser Sinnenwelt! laß mich leben und Ruhe haben noch wenige Jahre! denn ich liebe mein Werk, wie die Mutter ihr Kind, wenn es reif und geboren sein wird; dann übe dein Recht an mir und nimm Zinsen des Aufschubs. — Gehe ich aber früher unter in dieser eisernen Zeit, o so mögen diese unreifen Anfänge, diese meine Studien der Welt gegeben werden, wie sie sind und als was sie sind: dereinst erscheint vielleicht ein verwandter Geist, der die Glieder zusammenzusetzen versteht und die Antike restauriert.

46.

Als Goethe ihm von Aufführungen seiner Stücke durch Hofleute erzählt hatte, die nur ihre eigne Rolle und sonst nichts vom Stücke kannten, 1813.

Ist unser Leben etwas Andres als eine solche Komödie? Der Philosoph ist Einer, der willig den

Statisten macht, um desto besser auf den Zusammenhang achten zu können.

47.

Zu Goethe, über die Täuschungen und Nichtigkeiten des Lebens klagend, 1813.

Der gegenwärtige Freund ist ja der abwesende nicht mehr.

48.

Über Napoleon Bonaparte, 1814.

Bonaparte ist wohl eigentlich nicht schlechter als viele Menschen, um nicht zu sagen, als die meisten. Er hat eben den ganz gewöhnlichen Egoismus, sein Wohl auf Kosten Anderer zu suchen. Was ihn auszeichnet, ist bloß die größere Kraft, diesem Willen zu genügen, größerer Verstand, Vernunft, Mut, wozu der Zufall ihm noch einen günstigen Spielraum schenkte. Durch alles Dieses tat er für seinen Egoismus, was tausend Andere für den ihrigen wohl möchten, aber nicht können. Jeder schwache Bube, der durch kleine Schlechtigkeiten einen geringen Vorteil zum Nachteil anderer, wenn auch dieser Nachteil ebenso gering ist, sich verschafft, ist ebenso schlecht als Bonaparte.

Über Napoleon Bonaparte, 1814.

Die, welche eine Vergeltung nach dem Tode wä-
 nen, würden verlangen, daß Bonaparte durch unsäg-
 liche Qualen alle unzählbaren Leiden büßte, die er
 verursacht hat; aber er ist nicht strafbarer als alle
 Die, welche denselben Willen haben, nur nicht mit
 derselben Kraft. Dadurch, daß ihm diese seltene Kraft
 beigegeben ist, hat er die ganze Bosheit des mensch-
 lichen Willens offenbart: und die Leiden eines Zeit-
 alters, als die notwendige, andere Seite davon, offen-
 baren den Jammer, der mit dem bösen Willen, dessen
 Erscheinung im Ganzen diese Welt ist, unzertrennlich
 verknüpft ist. Eben dieses aber, daß erkannt werde,
 mit welchem namenlosen Jammer der Wille zum Leben
 verknüpft und eigentlich Eins ist, ist der Zweck der
 Welt. Bonapartes Erscheinung trägt also viel zu diesem
 Zwecke bei. Daß die Welt ein fades Schlaraffenland
 sei, ist nicht ihr Zweck; sondern daß sie ein Trauer-
 spiel sei, in welchem der Wille zum Leben sich erkenne
 und sich wende. Bonaparte ist nur ein gewaltiger
 Spiegel des Willens zum Leben.

1814.

Wie wäre Eintracht mit sich selbst möglich? In keinem Heiligen ist sie und in keinem Bösewicht. Oder vielmehr kein ganzer Heiliger und kein ganzer Bösewicht ist möglich. Denn sie sollen Menschen sein, d. h. unselige Wesen, Kämpfer, Gladiatoren auf der Arena des Lebens.

51.

Wollen! großes Wort! Junge in der Waage des Weltgerichts! Brücke zwischen Himmel und Hölle.

52.

Auf den Höhen muß es freilich einsam sein.

53.

Die Menschen finden sich oft durch ein einziges Wort, eine Miene, einen Widerspruch, so beleidigt, daß sie es nie vergeben und Feindschaft aus Freundschaft machen: mir ist das nun allemal unverständlich. Das macht, ich muß in Einem fort Gesichtser, Worte, Meinungen, Widersprüche aller Art vergeben, die mein Innerstes empören auf eine Weise, die jene gar nicht kennen.

54.

Auf dem Gesichte des Apolls von Belvedere lese ich den gerechten und tief gefühlten Unwillen des Musengottes über die Erbärmlichkeit und gänzliche, nicht zu bessernde Verkehrtheit der Philister. Auf diese hat er seine Pfeile gesendet, um die Brut der ewig Abgeschmackten zu verfilgen.

55.

Eine unwürdige Redensart gebrauchend kann man sagen: Jeder Mensch von Genie hat nur einen einzigen Kniff, der ihm aber ausschließlich angehört und den er in jedem seiner Werke, nur immer unter anderer Anwendung, anbringt. Da der Kniff ihm ausschließlich eigen ist, so ist er durchaus originell; und da der Kniff nicht unmittelbar, sondern bloß mittelbar, d. i. durch Kunstwerke, ferner nicht im Ganzen und Abstrakten, sondern nur in einzelnen Exemplaren mittheilbar ist; so hat er nicht zu fürchten, daß einer ihn auslerne, auch nicht, daß er sich (so lange er genial bleibt, d. h. seinen Kniff besitzt) erschöpfe.

56.

Mancher Verbrecher stirbt ruhiger auf dem Schaffott, als mancher Nicht-Verbrecher in den Armen der Seinen.

Jener hat seinen Willen erkannt und gewendet. Dieser hat ihn nicht wenden können, weil er ihn nie hat erkennen können. Der Staat bezweckt ein Schlaraffenland, das dem wahren Zweck des Lebens, der Erkenntnis des Willens in seiner Furchtbarkeit, gerade entgegensteht.

57.

Aufzeichnungen zu Dresden, 1815.

Nichts verrät weniger Menschenkenntnis, als wenn man als einen Beleg der Verdienste und des Wertes eines Menschen anführt, daß er sehr viele Freunde hat: als ob die Menschen ihre Freundschaft nach dem Wert und Verdienst verschenken! als ob sie nicht vielmehr ganz und gar, wie die Hunde wären, die den lieben, der sie streichelt oder gar ihnen Brocken gibt und weiter sich um nichts bekümmert! — Wer es am besten versteht, sie zu streicheln, und seien es die garstigsten Tiere, der hat viele Freunde.

Es läßt sich gegenteils behaupten, daß Menschen von vielem intellektualen Wert oder gar von Genie nur sehr wenige Freunde haben können: denn ihr helles Auge sieht bald alle Fehler, und ihr richtiger Sinn wird durch die Größe und Scheußlichkeit derselben immer von Neuem empört: nur die äußerste Not

kann sie zwingen, sich gar nichts davon merken zu lassen oder gar die allerliebsten Auswüchse und Beulen zu streicheln. Geniale Menschen können vielmehr nur alsdann von vielen persönlich geliebt werden (denn von der Verehrung aus Autorität ist nicht die Rede), wenn ihnen die Götter auch eine unverwüßliche Heiterkeit des Sinnes, einen weltverschönernden Blick schenken, oder auch sie es allmählich dahin gebracht haben, recht eigentlich die Menschen zu nehmen, wie sie sind, d. h. die Narren eben auch zum Narren zu haben, wie sich's gehört.

58.

Wer ein großes unsterbliches Werk vollendet hat, den wird die Aufnahme des Publikums und das Urtheil der Kritiker so wenig kränken oder bewegen können, als einen Vernünftigen, der im Tollhause umhergeht, das Schmähen und die Beleidigungen der Tollen. Ob lange freilich jener Erstere die Menschen nicht kennt, und der Letztere nicht weiß, wo er ist, wird es anders sein: aber nach dieser erhaltenen Aufklärung nicht mehr.

59.

Wie der schönste Menschenkörper in seinem Innern Roth und mephitischen Dunst verschließt, so hat der

edelste Charakter einzelne böse Züge und das größte Genie Spuren von Beschränktheit und Wahnsinn.

60.

Bisher haben die Philosophen sich viel Mühe gegeben, die Freiheit des Willens zu lehren: ich aber werde die Allmacht des Willens lehren.

61.

Der Weise erkennt sein Leben hindurch, was Andere erst im Tode, d. h. er weiß, daß das ganze Leben Tod ist. Der Thor ist der schlafende, träumende Galeerensklave: der Weise der wachende, der seine Ketten sieht und ihr Klirren hört. — Wird er das Wachen zum Entkommen benutzen?

62.

Als ihn der Treibhausgärtner im Botanischen Garten zu Dresden fragte, wer er wäre, 1815.

Ja, wenn Sie mir das sagen könnten, wer ich bin, dann wäre ich Ihnen vielen Dank schuldig.

63.

An Goethe, 3. September 1815.

Ich weiß von Ihnen selbst, daß Ihnen das literarische Treiben stets Nebensache, das wirkliche Leben Hauptsache gewesen ist. Bei mir aber ist es umgekehrt: was ich denke, was ich schreibe, das hat für mich Wert und ist wichtig: was ich persönlich erfahre und was sich mit mir zuträgt, ist mir Nebensache, ja ist mein Spott.

64.

An Goethe, 11. November 1815.

Jedes Werk hat seinen Ursprung in einem einzigen glücklichen Einfall, und dieser gibt die Wollust der Konzeption: die Geburt aber, die Ausführung, ist, wenigstens bei mir, nicht ohne Pein: denn alsdann stehe ich vor meinem eignen Geist: wie ein unerbittlicher Richter vor einem Gefangenen, der auf der Folter liegt, und lasse ihn antworten, bis nichts mehr zu fragen übrig ist. Einzig aus dem Mangel an jener Redlichkeit scheinen mir fast alle Irrtümer und unsäglichen Verkehrtheiten entsprungen zu sein, davon die Theorien und Philosophien so voll sind. Man fand die Wahrheit nicht, bloß darum, daß man sie

nicht suchte, sondern statt ihrer immer nur irgendeine vorgefaßte Meinung wiederzufinden beabsichtigte, oder wenigstens irgendeine Lieblingsidee durchaus nicht verletzen wollte, zu diesem Zweck aber Winkelzüge gegen andere und sich selbst anwenden mußte. Der Mut, keine Frage auf dem Herzen zu behalten, ist es, der den Philosophen macht. Dieser muß dem Ödipus des Sophokles gleichen, der, Aufklärung über sein eignes schreckliches Schicksal suchend, rastlos weiter forscht, selbst wenn er schon ahndet, daß sich aus den Antworten das Entsetzlichste für ihn ergeben wird. Aber da tragen die meisten die Jokaste in sich, welche den Ödipus um aller Götter willen bittet, nicht weiter zu forschen: und sie gaben ihr nach, und darum steht es auch mit der Philosophie noch immer wie es steht. — Wie Odin am Höllentor die alte Seherin in ihrem Grabe immer weiter aussträgt, ihres Sträubens und Weigerns und Bittens um Ruhe ohngeachtet, so muß der Philosoph unerbittlich sich selbst ausstragen. Dieser philosophische Mut aber, der Eins ist mit der Treue und Redlichkeit des Forschens, die Sie mir zuerkennen, entspringt nicht aus der Reflexion, läßt sich nicht durch Vorsätze erzwingen, sondern ist angeborne Richtung des Geistes. Mit meinem Wesen innig verwebt, zeigt jene Treue und Redlichkeit sich nebenher auch im Prak-

tischen und Persönlichen, so daß ich häufig mit Wohlbehagen erfahre, wie fast nie ein Mensch Mißtrauen gegen mich hegt, vielmehr fast jeder ohne alle nähere Bekanntschaft mir ganz und gar vertraut.

65.

An Goethe, 11. November 1815.

Wer auf dem empirischen Wege der Wissenschaft ein neues Feld eröffnet, eine Masse von Tatsachen auffindet und nach ihrem unmittelbaren Zusammenhange geordnet darstellt, gleicht demjenigen, der ein neues Land entdeckt und die erste Karte desselben vorläufig entwirft. Der Theoretiker aber gleicht einem unter denen, welche jener in das neue Land führte, und der nun einen hohen Berg in demselben erklimmt, von dessen Gipfel er das Land in Einem Blick übersieht.

66.

An Goethe, 11. November 1815.

Die Welt, welche schon so manches Jahrtausend in den Farben schwimmt, ohne zu wissen, was die Farben sind, wird sich vors erste noch ferner ohne diese Kenntniss behelfen müssen und wird sich deshalb nicht

weniger wohl befinden: mich allein wird es schmerzen, die verkehrten Meinungen über die Farben ferner lesen und hören zu müssen und ihr Lob dazu, während ich das Bessere weiß und schweigen muß.

67.

An Goethe, 7. Februar 1816.

Ich kann es nicht verhehlen, daß es mich sehr geschmerzt hat, so gar keine ernstliche Teilnahme, Rückwirkung, Erwiderung von Ihnen erhalten zu haben. Die Erfüllung meiner ersten Bitte hoffte ich viel zuversichtlicher, als ich mir merken lassen mochte: ich war der lebhaftesten Teilnahme gewiß. Diese sanguinischen Hoffnungen verblaßten allmählich: aber nach so langer Zeit, so vielem Schreiben, auch nicht einmal Ihre Meinung, Ihr Urtheil zu erfahren, nichts, gar nichts als ein zögerndes Lob und ein leises Versagen des Beifalls, ohne Angabe von Gegengründen: das war mehr, als ich fürchten, weniger, als ich je hoffen konnte. Indessen bleibe es ferne von mir, gegen Sie mir auch nur in Gedanken einen Vorwurf zu erlauben. Denn Sie haben der gesamten Menschheit, der lebenden und kommenden, so Vieles und Großes geleistet, daß alle und jeder, in dieser allgemeinen Schuld

der Menschheit an Sie, mit als Schuldner begriffen sind, daher kein einzelner in irgendeiner Art je einen Anspruch an Sie zu machen hat. Aber wahrlich, um mich bei solcher Gelegenheit in solcher Gesinnung zu finden, mußte man Goethe oder Kant sein: kein anderer von denen, die mit mir zugleich die Sonne sahen.

68.

An Goethe, 7. Februar 1816.

Das Ganze der Nachwelt ist so verkehrt als die Mitwelt. Ich weiß, wie das Pack, welches Katheder und Literaturzeitungen inne hat, gegen mich bellen wird: aber seit ich Ihnen meine Schrift schickte, habe ich in der Menschenverachtung neue und so starke Progressse gemacht, daß ich bereit bin im Tun und im Denken die Meinung des ganzen Menschenhaufens, nöthigenfalls für nichts zu achten.

69.

1816.

Ich gestehe, daß ich nicht glaube, daß meine Lehre je hätte entstehen können, ehe die Upanischaden, Plato und Kant, ihre Strahlen zugleich in eines Menschen

Geist werfen konnten. Aber freilich standen, wie Diderot sagt, viele Säulen da, und die Sonne schien auf alle: doch nur Memnons Säule klang.

70.

Mein Leben ist ein bittersüßer Trank. Es ist nämlich, wie mein Dasein überhaupt, ein stetes Erwerben von Erkenntnis, Gewinnen von Einsicht, das hier diese wirkliche Welt und mein Verhältnis zu ihr betrifft. Der Gehalt dieser Erkenntnis ist traurig und niederschlagend: aber die Form der Erkenntnis überhaupt, das Gewinnen an Einsicht, das Eindringen in die Wahrheit ist durchaus erfreulich und mischt fortwährend seine Süße in jene Bitterkeit, seltsamerweise.

71.

Ich rede bisweilen mit Menschen so wie das Kind mit seiner Puppe redet: es weiß zwar, daß die Puppe es nicht versteht, schafft sich aber, durch eine angenehme wissentliche Selbsttäuschung, die Freude der Mittheilung.

72.

Mir ist unter den Menschen fast immer, wie dem

Jesus von Nazareth war, als er die Jünger aufrief, die immer alle schliefen.

73.

Zu Dresden 1817.

Nur der Mangel hebt über Dich selbst hinweg. So lange man hat, was den Willen befriedigt, oder nur Befriedigung verspricht, kommt es zu keiner genialen Produktion: denn die Aufmerksamkeit ist auf die eigene Person gerichtet. Nur wenn die Wünsche und Hoffnungen zu nichte werden, unabänderliche Entbehrung sich zeigt und der Wille unbefriedigt bleiben muß, nur dann fragt man sich: Was ist diese Welt?

74.

Zu Dresden 1818.

Das Leiden ist Bedingung zur Wirksamkeit des Genius. Glaubt ihr, daß Shakespeare und Goethe gedichtet, oder Platon philosophiert und Kant die Vernunft kritisiert hätte, wenn sie in der sie umgebenden wirklichen Welt Befriedigung und Genüge gefunden hätten, und ihnen wohl darin gewesen wäre und ihre Wünsche erfüllt worden?

75.

Als er aus der Drangerie des Zwingers mit Blüten auf den Kleidern nach Hause kam, auf den staunenden Ausruf seiner Hauswirthin, Frühling 1818.

Ja, wenn die Bäume nicht blühen, wie sollten sie Früchte tragen.

76.

An F. A. Brockhaus, 28. März 1818.

Mein Werk also ist ein neues philosophisches System, aber neu im ganzen Sinn des Wortes: nicht neue Darstellung des schon Vorhandenen, sondern eine im höchsten Grad zusammenhängende Gedankenreihe, die bisher noch nie in irgendeines Menschen Kopf gekommen. Das Buch, in welchem ich das schwere Geschäft, sie andern verständlich mitzuteilen, ausgeführt habe, wird, meiner festen Überzeugung nach, eines von denen sein, welche nachher die Quelle und der Anlaß von hundert andern Büchern werden.

77.

An F. A. Brockhaus, 28. März 1818.

Nur wer echte eigene Gedanken hat, hat echten Stil.

An F. A. Brockhaus, 28. März 1818.

Der Eindruck nämlich, welchen auf einen individuellen Geist die Welt macht, und der Gedanke, durch welchen der Geist nach erhaltener Bildung auf jenen Eindruck reagiert, ist allemal nach zurückgelegtem dreißigsten Jahre da, vorhanden und geschehn: alles Spätere sind nur Entwicklungen und Variationen desselben. Ist nun diese Reaktion, dieser Gedanke, ein vom gewöhnlichen, wie er sich täglich in Millionen Individuen wiederholt, verschiedener und wirklich eigentümlicher, so kann auch das Werk, in welchem er sich ausspricht und mittheilt, sogleich vollendet werden, sobald nur ein günstiges Geschick die Muße, die innere und äußere Ruhe dazu gibt. Dies ist nun, wie ich glaube, mein Fall gewesen.

An Goethe, 23. Juni 1818.

Nach mehr als vierjähriger Arbeit hier in Dresden habe ich das Tagewerk meiner Hände vollbracht und so vors Erste das Ächzen und Krächzen abgetan. . . . Mein Werk welches nun zu Michael erscheint, ist die Frucht nicht nur meines hiesigen Aufenthaltes, sondern

gewissermaßen meines Lebens. Denn ich glaube nicht, daß ich je etwas Besseres oder Gehaltvolleres zu Stande bringen werde, und bin der Meinung, daß Helvetius recht hat zu sagen, daß bis zum 30., höchstens 35. Jahre im Menschen durch den Eindruck der Welt alle Gedanken erregt sind, deren er fähig ist, und alles, was er später liefert, immer nur die Entwicklungen jener Gedanken sind. Mir gab nun ein günstiges Schicksal die Muße von außen und den entschiedensten Trieb von innen, um früh und frisch zu liefern, was mancher, z. B. Kant, nur als Früchte der Jugend einmariniert im Essig des Alters aufstischen konnte. — Ich bin im 31. Jahr.

80.

An F. A. Brockhaus, 14. August 1818.

Wie ich jede übernommene Verpflichtung auf das pünktlichste erfülle, so verlange ich das Gleiche von andern: sonst ist kein Bestand im Leben.

81.

Aus der Welt als Wille und Vorstellung.

Vorrede der 1. Auflage, 1818.

Ein System von Gedanken muß allemal einen archi-

tektonischen Zusammenhang haben, d. h. einen solchen, in welchem immer ein Teil den andern trägt, nicht aber dieser auch jenen, der Grundstein endlich alle, ohne von ihnen getragen zu werden, der Gipfel getragen wird, ohne zu tragen. Hingegen ein einziger Gedanke muß, so umfassend er auch sein mag, die vollkommenste Einheit bewahren.

82.

Aus der Welt als Wille und Vorstellung.

„Die Welt ist meine Vorstellung.“ — Dies ist eine Wahrheit, welche in Beziehung auf jedes lebende und erkennende Wesen gilt; wiewohl der Mensch allein sie in das reflektirte abstrakte Bewußtsein bringen kann; und tut er dies wirklich, so ist die philosophische Besonnenheit bei ihm eingetreten. Es wird ihm dann deutlich und gewiß, daß er keine Sonne kennt und keine Erde; sondern immer nur ein Auge, das eine Sonne sieht, eine Hand, die eine Erde fühlt; daß die Welt, welche ihn umgibt, uur als Vorstellung da ist, d. h. durchweg nur in Beziehung auf ein Andres, das Vorstellende, welches er selbst ist.

Wie aus dem unmittelbaren Lichte der Sonne in den geborgten Widerschein des Mondes, gehn wir von der anschaulichen, unmittelbaren, sich selbst vertretenden und verbürgenden Vorstellung über zur Reflexion, zu den abstrakten, diskursiven Begriffen der Vernunft, die allen Gehalt nur von jener anschaulichen Erkenntnis und in Beziehung auf dieselbe haben. So lange wir uns rein anschauend verhalten, ist Alles klar, fest und gewiß. Da gibt es weder Fragen, noch Zweifeln, noch Irren: man will nicht weiter, kann nicht weiter, hat Ruhe im Anschauen, Befriedigung in der Gegenwart. Die Anschauung ist sich selber genug; daher was rein aus ihr entsprungen und ihr treu geblieben ist, wie das ächte Kunstwerk niemals falsch sein, noch durch irgend eine Zeit widerlegt werden kann; denn es gibt keine Meinung, sondern die Sache selbst. Aber mit der abstrakten Erkenntnis, mit der Vernunft, ist im Theoretischen der Zweifel und der Irrtum, im Praktischen die Sorge und die Reue eingetreten. Wenn in der anschaulichen Vorstellung der Schein auf Augenblicke die Wirklichkeit entstellt, so kann in der abstrakten der Irrtum Jahrtausende herrschen, auf ganze Völker sein eisernes Joch werfen, die edelsten Regungen der Menschheit ersticken und selbst den,

welchen zu täuschen er nicht vermag, durch seine Sklaven, seine Getäuschten, in Fesseln legen lassen. Er ist der Feind, gegen welchen die weisesten Geister aller Zeiten den ungleichen Kampf unterhielten, und nur, was sie ihm abgewannen, ist Eigentum der Menschheit geworden.

84.

So wie die Fehler der Fürsten von ganzen Völkern gebüßt werden, verbreiten die Irrtümer großer Geister ihren nachteiligen Einfluß auf ganze Generationen, sogar auf Jahrhunderte, ja, arten, wachsend und sich fortpflanzend, zuletzt in Monstrositäten aus.

85.

Wissen heißt: solche Urteile in der Gewalt seines Geistes zu willkürlicher Reproduktion haben, welche in irgend etwas außer ihnen ihren zureichenden Erkenntnisgrund haben, d. h. wahr sind.

86.

Es gibt keine andere Notwendigkeit, als die der Folge, wenn der Grund gegeben ist, und es gibt keinen Grund, der nicht Notwendigkeit der Folge herbeiführte.

Die Philosophie wird eine Summe sehr allgemeiner Urtheile sein, deren Erkenntnisgrund unmittelbar die Welt selbst in ihrer Gesamtheit ist, ohne irgend etwas auszuschließen: also Alles, was im menschlichen Bewußtsein sich vorfindet: sie wird sein eine vollständige Wiederholung, gleichsam Abspiegelung der Welt in abstrakten Begriffen, welche allein möglich ist durch Vereinigung des wesentlich Identischen in einen Begriff und Aussonderung des Verschiedenen zu einem Andern.

Jede lebhafteste Freude ist ein Irrthum, ein Wahn, weil kein erreichter Wunsch dauernd befriedigen kann, auch weil jeder Besitz und jedes Glück nur vom Zufall auf unbestimmte Zeit geliehen ist, und daher in der nächsten Stunde wieder zurückgefordert werden kann. Jeder Schmerz aber beruht auf dem Verschwinden eines solchen Wahns: beide also entstehen aus fehlerhafter Erkenntnis: dem Weisen bleibt daher Jubel wie Schmerz immer fern, und keine Begebenheit stört seine Ataraxia.

Außer dem Willen und der Vorstellung ist uns gar nichts bekannt, noch denkbar. Wenn wir der Körperwelt, welche unmittelbar nur in unserer Vorstellung dasteht, die größte uns bekannte Realität beilegen wollen, so geben wir ihr die Realität, welche für Jeden sein eigener Leib hat: denn der ist Jedem das Realste. Aber wenn wir nun die Realität dieses Leibes und seine Aktionen analysieren, so treffen wir, außerdem daß er unsere Vorstellung ist, nichts darin an, als den Willen: damit ist selbst seine Realität erschöpft. Wir können daher eine anderweitige Realität, um sie der Körperwelt beizulegen, nirgends finden.

Die Motive bestimmen nicht den Charakter des Menschen, sondern nur die Erscheinung dieses Charakters, also die Thaten; die äußere Gestalt seines Lebenslaufs, nicht dessen innere Bedeutung und Gehalt: diese gehen hervor aus dem Charakter, der die unmittelbare Erscheinung des Willens, also grundlos ist. Warum der Eine boshaft, der Andere gut ist, hängt nicht von Motiven und äußerer Einwirkung, etwan von Lehren und Predigten ab, und ist schlechthin in diesem Sinne

unerklärlich. Aber ob ein Böser seine Bosheit zeigt in kleinlichen Ungerechtigkeiten, feigen Ränken, niedrigen Schurkereien, die er im engen Kreise seiner Umgebungen ausübt, oder ob er als ein Eroberer Völker unterdrückt, eine Welt in Jammer stürzt, das Blut von Millionen vergießt: dies ist die äußere Form seiner Erscheinung, das Unwesentliche derselben, und hängt ab von den Umständen, in die ihn das Schicksal setzte, von den Umgebungen, von den äußern Einflüssen, von den Motiven; aber nie ist seine Entscheidung auf diese Motive aus ihnen erklärlich: sie geht hervor aus dem Willen, dessen Erscheinung dieser Mensch ist.

91.

Geseht, es würde uns einmal ein deutlicher Blick in das Reich der Möglichkeit und über alle Ketten der Ursachen und Wirkungen gestattet, es träte der Erdgeist hervor und zeigte uns in einem Bilde die vortrefflichsten Individuen, Welterleuchter und Helden, die der Zufall vor der Zeit ihrer Wirksamkeit zerstört hat, — dann die großen Begebenheiten, welche die Weltgeschichte geändert und Perioden der höchsten Kultur und Aufklärung herbeigeführt haben würden, die aber das blindeste Ungefähr, der unbedeutendste

Zufall, bei ihrer Entstehung hemmte, endlich die herrlichen Kräfte großer Individuen, welche ganze Weltalter befruchtet haben würden, die sie aber, durch Irrtum oder Leidenschaft verleitet, oder durch Nothwendigkeit gezwungen, an unwürdigen und unfruchtbaren Gegenständen nutzlos verschwendeten oder gar spielend vergeudeten: — sähen wir das Alles, wir würden schaudern und wehklagen über die verlorenen Schätze ganzer Weltalter. Aber der Erdgeist würde lächeln und sagen: „Die Quelle, aus der die Individuen und ihre Kräfte fließen, ist unerschöpflich und unendlich wie Zeit und Raum: denn jene sind, eben wie diese Formen aller Erscheinung, doch auch nur Erscheinung, Sichtbarkeit des Wirkens. Jene unendliche Quelle kann kein endliches Maß erschöpfen: daher steht jeder im Reime erstickten Begebenheit, oder Werk, zur Wiederkehr noch immer die unverminderte Unendlichkeit offen. In dieser Welt der Erscheinung ist so wenig wahrer Verlust, als wahrer Gewinn möglich. Der Wille allein ist: er, das Ding an sich, er, die Quelle aller jener Erscheinungen. Seine Selbsterkenntnis und darauf sich entscheidende Bejahung oder Verneinung ist die einzige Begebenheit an sich.“

Genialität ist nichts Anderes, als die vollkommenste Objektivität, d. h. objektive Richtung des Geistes, entgegengesetzt der subjektiven, auf die eigene Person, d. i. den Willen, gehenden. Demnach ist Genialität die Fähigkeit, sich rein anschauend zu verhalten, sich in die Anschauung zu verlieren und die Erkenntnis, welche ursprünglich nur zum Dienste des Willens da ist, diesem Dienste zu entziehen, d. h. sein Interesse, sein Wollen, seine Zwecke ganz aus den Augen zu lassen, sonach seiner Persönlichkeit sich auf eine Zeit völlig zu entäußern, um als rein erkennendes Subjekt, klares Weltauge, übrig zu bleiben.

Der gewöhnliche Mensch, diese Fabrikware der Natur, wie sie solche täglich zu Tausenden hervorbringt, ist, wie gesagt, einer in jedem Sinn völlig uninteressierten Betrachtung, welches die eigentliche Beschaulichkeit ist, wenigstens durchaus nicht anhaltend fähig: er kann seine Aufmerksamkeit auf die Dinge nur insofern richten, als sie irgend eine, wenn auch nur sehr mittelbare Beziehung auf seinen Willen haben.

Dauernde, nicht mehr weichende Befriedigung kann kein erlangtes Objekt des Wollens geben: sondern es gleicht immer nur dem Almosen, das dem Bettler zugeworfen, sein Leben heute fristet, um seine Qual auf morgen zu verlängern. — Darum nun, solange unser Bewußtsein von unserm Willen erfüllt ist, solange wir dem Drange der Wünsche, mit seinem steten Hoffen und Fürchten, hingegeben sind, solange wir Subjekt des Willens sind, wird uns nimmermehr dauerndes Glück, noch Ruhe. Ob wir jagen, oder fliehen, Unheil fürchten, oder nach Genuß streben, ist im Wesentlichen einerlei: die Sorge für den stets fordernden Willen, gleichviel in welcher Gestalt, erfüllt und bewegt fortdauernd das Bewußtsein; ohne Ruhe aber ist durchaus kein wahres Wohlsseyn möglich. So liegt das Subjekt des Wollens beständig auf dem drehenden Rade des Arion, schöpft immer im Siebe der Danaiden, ist der ewig schmachtende Tantalus.

Wann aber äußerer Anlaß, oder innere Stimmung, uns plötzlich aus dem endlosen Strome des Wollens heraushebt, die Erkenntnis dem Sklavendienste des

Willens entreißt, die Aufmerksamkeit nun nicht mehr auf die Motive des Wollens gerichtet wird, sondern die Dinge frei von ihrer Beziehung auf den Willen auffaßt, also ohne Interesse, ohne Subjektivität, rein objektiv sie betrachtet, ihnen ganz hingegeben, sofern sie bloß Vorstellungen, nicht sofern sie Motive sind: dann ist die auf jenem ersten Wege des Wollens immer gesuchte, aber immer entfliehende Ruhe mit einem Male von selbst eingetreten, und uns ist völlig wohl. Es ist der schmerzlose Zustand, den Epikuros als das höchste Gut und als den Zustand der Götter pries: denn wir sind, für jenen Augenblick, des schneidenden Willensdrangs entledigt, wir feiern den Sabbath der Zuchtthausarbeit des Wollens, das Rad des Arion steht still.

96.

Eine für die Einsicht höchst bedeutende Handlung kann an innerer Bedeutsamkeit eine sehr alltägliche und gemeine sein: und umgekehrt kann eine Szene aus dem alltäglichen Leben von großer innerer Bedeutsamkeit sein, wenn in ihr menschliche Individuen und menschliches Tun und Wollen, bis auf die verborgensten Falten, in einem hellen und deutlichen Lichte erscheinen. Auch kann bei sehr verschiedener äußerer

Bedeutsamkeit, die innere die gleiche und selbe sein, so z. B. es für diese gleich gelten, ob Minister über der Landkarte um Länder und Völker streiten, oder Bauern in der Schenke über Spielkarten und Würfeln sich gegenseitig ihr Recht dartun wollen; wie es gleichviel ist, ob man mit goldenen, oder mit hölzernen Figuren Schach spielt.

97.

Nur die ächten Werke, welche aus der Natur, dem Leben unmittelbar geschöpft sind, bleiben, wie diese selbst, ewig jung und stets urkräftig. Denn sie gehören keinem Zeitalter, sondern der Menschheit an: und wie sie eben deshalb von ihrem eigenen Zeitalter, welchem sich anzuschmiegen sie verschmähten, lau aufgenommen, und, weil sie die jedesmalige Verirrung desselben mittelbar und negativ aufdeckten, spät und ungerne anerkannt wurden, so können sie dafür auch nicht veralten, sondern sprechen auch in der spätesten Zeit immer noch frisch und immer wieder neu an.

98.

Unumgänglich ist die eigene Erfahrung Bedingung zum Verständnis der Dichtkunst, wie der Geschichte:

denn sie ist gleichsam das Wörterbuch der Sprache welche beide reden. Geschichte aber verhält sich zur Poesie wie Porträtmalerei zur Historienmalerei: jene giebt das im Einzelnen, diese das im Allgemeinen Wahre: jene hat die Wahrheit der Erscheinung, und kann sie aus derselben beurkunden, diese hat die Wahrheit der Idee, die in keiner einzelnen Erscheinung zu finden, dennoch aus allen spricht. Der Dichter stellt mit Wahl und Absicht bedeutende Charaktere in bedeutenden Situationen dar: der Historiker nimmt beide wie sie kommen. Ja, er hat die Begebenheiten und die Personen nicht nach ihrer innern, ächten, die Idee ausdrückenden Bedeutsamkeit anzusehen und auszuwählen; sondern nach der äußern, scheinbaren relativen, in Beziehung auf die Verknüpfung, auf die Folgen, wichtigen Bedeutsamkeit. Er darf nichts an und für sich, seinem wesentlichen Charakter und Ausdrucke nach, sondern muß alles nach der Relation, in der Verkettung, im Einfluß auf das Folgende, ja besonders auf sein eigenes Zeitalter betrachten. Darum wird er eine wenig bedeutende, ja an sich gemeine Handlung eines Königs nicht übergehen: denn sie hat Folgen und Einfluß. Hingegen sind an sich höchst bedeutungsvolle Handlungen der Einzelnen, sehr ausgezeichnete Individuen, wenn sie keine

Folgen, keinen Einfluß haben, von ihm nicht zu erwähnen.

99.

Man hat Unrecht, zu meinen, die Autobiographien seien voller Trug und Verstellung. Vielmehr ist das Lügen (obwohl überall möglich) dort vielleicht schwerer als irgendwo. Verstellung ist am leichtesten in der bloßen Unterredung; ja sie ist, so paradox es klingt, schon in einem Briefe im Grunde schwerer, weil da der Mensch sich selber überlassen, in sich sieht und nicht nach außen, das Fremde und Ferne sich schwer nahebringt und den Maßstab des Eindrucks auf den Andern nicht vor Augen hat; dieser Andere dagegen, gelassen, in einer dem Schreiber fremden Stimmung, den Brief übersieht, zu wiederholten Malen und verschiedenen Zeiten liest, und so die verborgene Absicht leicht herausfindet. Einen Autor lernt man auch als Menschen am leichtesten aus seinem Buche kennen, weil alle jene Bedingungen hier noch stärker und anhaltender wirken: und in einer Selbstbiographie sich zu verstellen, ist so schwer, daß es vielleicht keine einzige gibt, die nicht im Ganzen wahrer wäre, als jede andere geschriebene Geschichte.

Überhaupt ist der Dichter der allgemeine Mensch: Alles, was irgend eines Menschen Herz bewegt hat, und was die menschliche Natur, in irgend einer Lage, aus sich hervortreibt, was irgendwo in einer Menschenbrust wohnt und brütet, — ist sein Thema und sein Stoff; wie daneben auch die ganze übrige Natur. Daher kann der Dichter so gut die Wollust, wie die Mystik besingen, Anakreon, oder Angelus Silesius sein, Tragödien oder Komödien schreiben, die erhabene oder die gemeine Gesinnung darstellen, — nach Laune und Beruf. Demnach darf Niemand dem Dichter vorschreiben, daß er edel und erhaben, moralisch, fromm, christlich, oder dies oder das seyn soll, noch weniger ihm vorwerfen, daß er Dies und nicht Jenes sei. Er ist der Spiegel der Menschheit, und bringt ihr, was sie fühlt und treibt, zum Bewußtsein.

Das bloße Wollen und auch Können an sich ist noch nicht zureichend, sondern ein Mensch muß auch wissen, was er will, und wissen, was er kann: erst so wird er Charakter zeigen, und erst dann kann er etwas Rechtes vollbringen. Bevor er dahin gelangt,

ist er, ungeachtet der natürlichen Konsequenz des empirischen Charakters, doch charakterlos.

102.

Wir müssen erst aus Erfahrung lernen, was wir wollen und was wir können: bis dahin wissen wir es nicht, sind charakterlos und müssen oft durch harte Stöße von außen auf unsern eigenen Weg zurückgeworfen werden. — Haben wir es aber endlich gelernt, dann haben wir erlangt, was man in der Welt Charakter nennt, den erworbenen Charakter.

103.

Nachahmung fremder Eigenschaften und Eigentümlichkeiten ist viel schimpflicher, als das Tragen fremder Kleider: denn es ist das Urtheil der eigenen Wertlosigkeit von sich selbst ausgesprochen.

104.

Fast alle vor Not und Sorgen geborgene Menschen, nachdem sie nun endlich alle anderen Lasten abgewälzt haben, sind jetzt sich selbst zur Last und achten

nun jede durchgebrachte Stunde für Gewinn, also jeden Abzug von eben jenem Leben, zu dessen möglichst langer Erhaltung sie bis dahin alle Kräfte aufboten. Die Langeweile aber ist nichts weniger als ein gering zu achtendes Uebel: sie malt zuletzt wahre Verzweiflung auf das Gesicht. Sie macht, daß Wesen, welche einander so wenig lieben, wie die Menschen, doch so sehr einander suchen, und wird dadurch die Quelle der Geselligkeit. Auch werden überall gegen sie, wie gegen andere allgemeine Kalamitäten, öffentliche Vorkehrungen getroffen, schon aus Staatsklugheit; weil dieses Uebel, so gut wie sein entgegengesetztes Extrem, die Hungersnot, die Menschen zu den größten Zügellosigkeiten treiben kann: panem et Circenses braucht das Volk. Das strenge Philadelphische Pönitenziarsystem macht, mittelst Einsamkeit und Untätigkeit, bloß die Langeweile zum Strafwerkzeug: und es ist ein so fürchterliches, daß es schon die Züchtlinge zum Selbstmord geführt hat. Wie die Not die beständige Geißel des Volkes ist, so die Langeweile die der vornehmen Welt. Im bürgerlichen Leben ist sie durch den Sonntag, wie die Not durch die sechs Wochentage repräsentirt.

105.

Zwischen Schmerz und Langerweile wird jedes Menschenleben hin und hergeworfen.

106.

Es ist unglaublich, wie nichts sagend und bedeutungslos, von außen gesehen, und wie dumpf und besinnungslos, von innen empfunden, das Leben der allermeisten Menschen dahinfließt. Es ist ein mattes Sehnen und Quälen, ein träumerisches Taumeln durch die vier Lebensalter hindurch zum Tode, unter Begleitung einer Reihe trivialer Gedanken. Sie gleichen Uhrwerken, welche aufgezogen werden und gehen, ohne zu wissen warum; und jedes Mal, daß ein Mensch gezeugt und geboren worden, ist die Uhr des Menschenlebens aufs Neue aufgezogen, um jetzt ihr schon zahllose Male abgepieltes Leierstück abermals zu wiederholen, Satz vor Satz und Takt vor Takt, mit unbedeutenden Variationen.

107.

Das Treiben und die Plage des Tages, die rastlose Neckerei des Augenblickes, das Wünschen und Fürchten der Woche, die Unfälle jeder Stunde, mittelst des stets auf Schabernack bedachten Zufalls, sind lauter Ro-

mödienscenen. Aber die nie erfüllten Wünsche, das vereitelte Streben, die vom Schicksal unbarmherzig zertretenen Hoffnungen, die unseligen Irrtümer des ganzen Lebens, mit dem steigenden Leiden und Tode am Schlusse, geben immer ein Trauerspiel. So muß, als ob das Schicksal zum Jammer unseres Daseins noch den Spott fügen gewollt, unser Leben alle Wehen des Trauerspiels enthalten, und wir dabei doch nicht einmal die Würde tragischer Personen behaupten können, sondern, im breiten Detail des Lebens, unumgänglich läppische Lustspielcharaktere sein.

108.

Jede Lebensgeschichte ist eine Leidensgeschichte; denn jeder Lebenslauf ist, in der Regel, eine fortgesetzte Reihe großer und kleiner Unfälle, die zwar jeder möglichst verbirgt, weil er weiß, daß Andere selten Theilnahme oder Mitleid, fast immer aber Befriedigung durch die Vorstellung der Plagen, von denen sie gerade jetzt verschont sind, dabei empfinden müssen; — aber vielleicht wird nie ein Mensch, am Ende seines Lebens, wenn er besonnen und zugleich aufrichtig ist, wünschen es nochmals durchzumachen, sondern, eher als das, viel lieber gänzlich Nichtsein erwählen.

Wenn man Jedem die entsetzlichen Schmerzen und Qualen, denen sein Leben beständig offen steht, vor die Augen bringen wollte; so würde ihn Grausen ergreifen. Und wenn man den verstecktesten Optimisten durch die Krankenhospitäler, Lazarette und chirurgische Marterkammern, durch die Gefängnisse, Folterkammern, und Sklavenställe, über Schlachtfelder und Gerichtsstätten führen, dann alle die finstern Behausungen des Elends, wo es sich vor den Blicken kalter Neugier verkriecht, ihm öffnen und zum Schluß ihn in den Hungerturm des Ugolino blicken lassen wollte; so würde sicherlich auch er zuletzt einsehen, welcher Art dieser meilleur des mondes possibles ist.

IIO.

Immer ist der Mensch auf sich selber zurückgewiesen, wie in jeder, so in der Hauptsache. Vergebens macht er sich Götter, um von ihnen zu erbetteln und zu erschmeicheln, was nur die eigene Willenskraft herbeizuführen vermag.

III.

Die Meisten jagt die Not durchs Leben, ohne sie

zur Besinnung kommen zu lassen. Hingegen entzündet sich oft der Wille zu einem die Bejahung des Lebens weit übersteigenden Grade, welchen dann heftige Affekte und gewaltige Leidenschaften zeigen, in welchen das Individuum nicht bloß sein eigenes Dasein bejaht, sondern das der übrigen verneint und aufzuheben sucht, wo es ihm im Wege steht.

112.

Will man wissen, was die Menschen, moralisch betrachtet, im Ganzen und Allgemeinen wert sind, so betrachte man ihr Schicksal, im Ganzen und Allgemeinen. Dieses ist Mangel, Elend, Jammer, Qual und Tod. Die ewige Gerechtigkeit waltet; wären sie nicht, im Ganzen genommen, nichtswürdig, so würde ihr Schicksal, im Ganzen genommen, nicht so traurig sein. In diesem Sinne können wir sagen: die Welt selbst ist das Weltgericht. Könnte man allen Jammer der Welt in eine Waagschale legen, und alle Schuld der Welt in die andere, so würde gewiß die Zunge einstecken.

113.

Der Egoist fühlt sich von fremden und feindlichen Erscheinungen umgeben, und alle seine Hoffnung ruht

auf dem eigenen Wohl. Der Gute lebt in einer Welt befreundeter Erscheinungen: das Wohl einer jeden derselben ist sein eigenes. Wenn daher gleich die Erkenntnis des Menschenlooses überhaupt seine Stimmung nicht zu einer fröhlichen macht, so gibt die bleibende Erkenntnis seines eigenen Wesens in allem Lebenden ihm doch eine gewisse Gleichmäßigkeit und selbst Heiterkeit der Stimmung.

114.

Ein Mensch, der, nach vielen bitteren Kämpfen gegen seine eigene Natur, endlich ganz überwunden hat, ist nur noch als ein erkennendes Wesen, als ungetrübter Spiegel der Welt übrig. Ihn kann nichts mehr umschlingen, nichts mehr bewegen; denn alle die tausend Fäden des Wollens, welche uns an die Welt gebunden halten, und als Begierde, Furcht, Neid, Zorn, uns hin- und herreißen, unter beständigem Schmerz, hat er abgeschnitten. Er blickt nun ruhig und lächelnd zurück auf die Gaukelbilder dieser Welt, die einst auch sein Gemüt zu bewegen und zu peinigen vermochten, die aber jetzt so gleichgültig vor ihm stehen, wie die Schachfiguren nach geendigtem Spiel, oder wie am Morgen die abgeworfenen Masken:

Kleider, deren Gestalten uns in der Faschingsnacht neckten und beunruhigten. Das Leben und seine Gestalten schweben nur noch vor ihm, wie eine flüchtige Erscheinung, wie dem Halberwachten ein leichter Morgen-
traum, durch den schon die Wirklichkeit durchschimmert und der nicht mehr täuschen kann, und eben auch wie dieser verschwinden sie zuletzt, ohne gewaltsamen Übergang.

115.

Aus dem Reisebuch, 1. November 1818.

Wer plötzlich in ein ganz fremdes Land oder Stadt versetzt wird, wo eine der seinigen sehr verschiedene, wohl gar auch fremde Sprache herrscht, dem ist zuerst wie dem, der in kaltes Wasser gestiegen: ihn berührt plötzlich eine von der seinigen weit verschiedene Temperatur, er fühlt eine gewaltsame, überlegene Einwirkung von Außen, die ihn beängstigt. Er ist in einem ihm fremden Element, in dem er sich nicht mit Leichtigkeit bewegen kann: obendrein fürchtet er, weil ihm Alles auffällt, eben so Allen aufzufallen. Aber sobald er sich etwas beruhigt, sich in die Umgebung gefunden und von deren Temperatur ein wenig angenommen hat, wird ihm, wie dem im kalten Wasser, außerordentlich wohl: er hat sich dem Element

assimiliert, er hört sodann auf, sich mit seiner Person beschäftigen zu müssen und wendet seine Aufmerksamkeit rein auf die Umgebung, der er, eben durch die objektive anteilslose Betrachtung jetzt sich überlegen fühlt, statt vorhin von ihr gedrückt zu werden.

116.

Aus dem Reisebuch.

Auf Reisen, wo das Merkwürdige jeder Art sich drängt, ist die Geistesnahrung von Außen allerdings oft so stark, daß Zeit zur Verdauung fehlt. Man bedauert, daß die schnell vorübergehenden Eindrücke keine dauernde Spur hinterlassen können. Im Grunde aber ist es damit wie mit dem Lesen: wie oft bedauert man nicht von dem, was man liest, kaum ein Tausendstel im Gedächtnis aufbehalten zu können; aber das Tröstliche in beiden Fällen ist, daß das Gesehene wie das Gelesene seinen Eindruck auf den Geist macht, ehe es vergessen wird, so den Geist bildet und eigentlich ihm zur Nahrung wird, während das eigentlich nur im Gedächtnis aufbehaltene ihn bloß ausstopft und bläht, das Hohle desselben mit ihm ewig fremdem Stoff füllend, sein Wesen doch leer lassend.

117.

Aus dem Reisebuch, April 1819.

Wenn ich doch nur die Illusion los werden könnte,
das Kröten- und Ottern-Gezücht für meinesgleichen
anzusehn: da wäre mir viel geholfen.

118.

Unverschämte Verse, auf der Reise von
Neapel nach Rom, 1819.

Aus langgehegten, tiefgefühlten Schmerzen
Wand sich's empor aus meinem innern Herzen.
Es festzuhalten hab' ich lang' gerungen:
Doch weiß ich, daß zuletzt es mir gelungen.
Mögt euch drum immer wie ihr wollt gebärden:
Des Werkes Leben könnt ihr nicht gefährden.
Aufhalten könnt ihr's, nimmermehr vernichten:
Ein Denkmal wird die Nachwelt mir errichten.

119.

Im Kreise des Historikers Böhmer,
mündlich, in Rom, 1819.

Die Deutschen sind die dümmste Nation und ich
bedauere, unter ihr geboren zu sein.

Im Wortgefecht mit den Nazarenern im Café Greco, über die zwölf Apostel im Gegensatz zu den Individualitäten der olympischen Götter, 1819.

Gehen Sie mir doch mit Ihren zwölf Philistern aus Jerusalem!

Zu Ludwig Tieck, in religiösen Streitigkeiten, 1819.

Was? Sie brauchen einen Gott?

An Professor Lichtenstein, Anfang Dezember 1819.

Was mich jetzt ebenso wie von jeher beschäftigt, ja mich, wie ich von Natur bin, allein beschäftigen kann, sind Dinge, welche die Menschheit zu allen Zeiten und in allen Ländern auf gleiche Weise betreffen, und ich würde es für eine Herabwürdigung meiner selbst halten, wenn ich die ernstliche Anwendung meiner Geisteskräfte auf eine mir so klein und

eng erscheinende Sphäre richten sollte, als die eben gegenwärtigen Umstände irgend einer bestimmten Zeit oder Landes sind. Ja ich bin sogar der Meinung, daß jeder Gelehrte im höheren Sinn des Worts dieser Gesinnung sein und das Ausbessern der Staatsmaschine den Staatsmännern überlassen sollte, wie diese ihm das höhere und vollkommeneren Wissen. Ganz außerordentlich gering aber denke ich von jenen soitisant Philosophen, die zu Publizisten geworden sind und die eben dadurch, daß sie unmittelbar in und auf ihre Zeitgenossen eine Wirkungssphäre suchen, das deutlichste Bekenntnis ablegen, daß sie keine Zeile zu schreiben fähig sind, die einst auch ein Nachkomme zu lesen würdigte.

123.

An Professor Lichtenstein, 13. Dezember
1819.

Mir liegt hauptsächlich daran, persönlich wirksam zu werden, endlich eine bürgerliche Existenz zu haben, miteinzugreifen; obgleich der Hauptzweck meines Lebens in meinem letzten Werk völlig erreicht ist.

An Professor Blumenbach, Dezember
1819.

Ich habe von Ihrem trefflichen Lichtenberg gelernt, daß, wenn man ein Buch in die Welt schickt, man nicht etwa meinen muß, nun würde sogleich Jeder seine Pfeife weglegen, oder auch sie anzünden, um es zu lesen. Ein Buch muß daher, wie Göttinger Zwieback, so eingerichtet seyn, daß es sich eine gute Weile halten kann, darf aber doch nicht so trocken sein.

Aus Schopenhauers Lebenslauf für die
Berliner philosophische Fakultät vom Ende
des Jahres 1819.

Ich stamme aus Danzig, wo ich am 22. Februar 1788 das Licht erblickte. Mein Vater war Heinrich Floris Schopenhauer, meine noch lebende, durch eine Reihe von Schriften bekannte Mutter ist eine geborene Johanna Henriette Trostener. Wenig aber fehlte, so wäre ich Engländer geworden; denn erst da ihre Niederkunft schon nahe bevorstand, verließ meine Mutter England, um in die Heimat zurückzukehren. Mein vortrefflicher Vater war ein wohlhaben-

der Kaufmann und Königlich polnischer Hofrat, obwohl er nie gestattete, daß man ihn so nannte. Er war ein gestrenger heftiger Mann, aber von tadelloser Unbescholtenheit, Rechtlichkeit und unverbrüchlicher Treue, dabei in Handelsgeschäften mit vorzüglicher Einsicht begabt. Wieviel ich ihm verdanke, vermag ich kaum in Worten auszudrücken: denn wenn auch die Laufbahn, die er mir zu eröffnen beschlossen hatte, in seinen Augen freilich die beste, meinem Geiste nicht angemessen war; daß ich frühzeitig in nützliche Kenntnisse eingeweiht wurde, daß mir dann die Freiheit, die Muße und alle Hilfsmittel zur Verfolgung des Ziels, für das allein ich geboren war, zur Gelehrten-Ausbildung nicht fehlten, daß mir endlich auch später, in reiferen Jahren, ohne mein Zutun Vorteile zuteil wurden, deren die wenigsten meiner Art und Anlage sich zu erfreuen gehabt haben, nämlich freie Zeit und eine vollkommen sorgenlose Existenz, kraft deren es mir gestattet war, eine Reihe von Jahren hindurch Studien, die in Hinsicht auf Gelderwerb die unfruchtbarsten sind, Untersuchungen und Meditationen der allerschwierigsten Gattung ausschließlich nachzuhängen und zuletzt, was ich erforscht und durchdacht, durch nichts abgezogen oder gestört, niederzuschreiben — das alles danke ich einzig jenem Manne:

Denn kein Kaiser hat uns diese Muße bereitet.

Deshalb werde ich, solange ich lebe, diese unaussprechlichen Verdienste und Wohlthaten des besten Vaters immer im Herzen bewahren und dessen Gedächtnis heilig halten.

126.

Aus demselben.

Gerade in den Jahren der erwachenden Mannbarkeit, in welchen die menschliche Seele sowohl Eindrücken jeder Art am meisten offensteht, als nach der Aufnahme und Erkenntnis der Dinge am stärksten verlangt und neugierig ist, wurde mein Geist, nicht, wie gewöhnlich geschieht, mit leeren Worten und Berichten von Dingen, von denen er noch keine richtige und sachgemäße Kenntniss haben konnte, angefüllt und auf diese Weise die ursprüngliche Schärfe des Verstandes abgestumpft und ermüdet; sondern statt dessen durch die Anschauung der Dinge genährt und wahrhaft unterrichtet und lernte daher, was und wie die Dinge seien, früher, als er die über ihre Beschaffenheit und Veränderung fortgepflanzten Meinungen in sich aufgenommen hatte.

Aus demselben.

Meiner ganzen Natur nach dem Militairwesen abhold, war ich glücklich, in dem nach allen Seiten hin von bewaldeten Bergen umhegten Tale jenen ganzen kriegerischen Sommer hindurch keinen Soldaten zu sehen und keine Trommel zu hören, und lag in tiefster Einsamkeit, durch nichts zerstreut oder abgezogen, ununterbrochen den abgelegensten Problemen und Untersuchungen ob. Mit Büchern ging mir die Weimarische Bibliothek an die Hand.

An Kommerzienrat Muhl, 28. Februar
1820.

Aber das ist eine bloße Illusion, welche verschwindet, sobald Sie erwägen, daß ich ja nichts will, als mir nur das nicht nehmen lassen, was mit dem größten und unbestrittensten Rechte mein ist und worauf überdies mein ganzes Glück, meine Freiheit, meine gelehrte Muße beruhen, ein Gut, das auf dieser Welt meinesgleichen so selten zuteil wird, daß es fast so gewissenlos als schwach wäre, es nicht auf das äußerste

zu verteidigen und mit aller Gewalt festzuhalten. — Sie sagen vielleicht, daß, wenn alle Ihre Gläubiger so dächten, ich auch schlimm dran wäre. Aber wenn alle Menschen dächten wie ich, so würde überhaupt mehr gedacht, und es gäbe dann wahrscheinlich weder Bankrotte noch Kriege und Pharo-Tische. Macchiavelli sagt einmal: *giacche il volgo pensa altrimente* — obgleich der große Haufen anders denkt — *ma nel mondo non è, se non volgo* — aber auf dieser Welt gibt's ja nichts anderes als großen Haufen — e gli *pocchi* ivi luogo trovano — und die wenigen (die Ausnahmen) finden dort ihr Plätzchen — *dove gli molti stare non possono* — wo die Menge doch nicht stehn kann.

129.

An Kommerzienrat Muhl, 1821.

Sie sehn, daß man wohl ein Philosoph sein kann, ohne deshalb ein Narr zu sein.

130.

An Kommerzienrat Muhl, 22. Mai 1821.

Ihr Glück darf nicht auf den Trümmern des meinigen erbaut sein. Ihre Kinder werden mir noch hier

in brillanten Equipagen vorbeifahren, während ich als ein alter abgenutzter Universitätslehrer auf der Straße keuche: Glück und Segen dazu, sobald Sie mir nichts schuldig geblieben sind. Aber meine Befriedigung ist das letzte Opfer, das Sie zu bringen haben, ehe Sie Ihr neues Wohlsein begründen; dann mögen Ihnen Himmel und Erde günstig sein.

131.

Aus der Vorlesung: Über das Studium der Philosophie.

Wie die Philosophie eines Zeitalters beschaffen ist; so ist auch jedes Mal alles Treiben in den übrigen Wissenschaften, in den Künsten und im Leben: die Philosophie ist ein Fortgang des menschlichen Wissens, folglich auch in der Geschichte dieses Fortgangs grade das, was in der Musik der Grundbaß ist; der bestimmt allemal den Ton und Charakter und den Gang des Ganzen: und wie in der Musik jede einzelne musikalische Periode oder Lauf dem Ton entsprechen und mit ihm harmonieren muß, zu welchem der Baß eben fortgeschritten ist: so trägt in jeder Zeitperiode das menschliche Wissen jeder Art durchweg das Gepräge der Philosophie, die zu solcher Zeit herrscht, und jeder

Schriftsteller, worüber er auch schreibe, trägt allemal die Spuren der Philosophie seines Zeitalters. Jede große Veränderung in der Philosophie wirkt auf alle Wissenschaften, gibt ihnen einen anderen Anstrich. Den Beleg hiezu gibt die Literargeschichte durchweg.

132.

Positiv wirken auf die Philosophie nur die vorzüglichen Geister, welche die Kraft haben, die Menschheit weiter zu bringen, und die nur als seltene Ausnahmen aus den Händen der Natur hervorgehen: auf diese nun aber wirken allerdings ihre Vorgänger, am meisten die nächsten, dann auch die ferneren, von denen diese abhängen: also wirkt auf den Philosophen eigentlich nur die Geschichte der Philosophie, nicht die Weltgeschichte, außer sofern diese auf den Menschen wirkt, es ihm möglich macht, seine Individualität auszubilden, zu entfalten, zu benutzen, nicht nur für sich, sondern auch für Andre.

133.

Das Buch wird nie geschrieben werden, welches die Erfahrung ersetzen könnte: durch Erfahrung aber lehrt

man nicht nur Andre und die Welt, sondern auch sich selbst kennen, seine Fehler, seine Irrtümer als solche, und die richtigen Ansichten, zu denen man, vor Andern, von Natur bestimmt ist, und von selbst die Richtung nimmt.

134.

Zum Denken sind wenige Menschen geneigt, obwohl Alle zum Reichtum.

135.

Aus dem Manuskriptbuch Foliant, begonnen 1821.

Silber, Gold und gewöhnliche Edelsteine finden jeden Tag Käufer, daher man, mit ihnen versehen, nie in Not geraten kann. Aber Edelsteine vom ersten Rang, die höchst selten und gewissermaßen unschätzbar sind, finden auch nur selten einen Kenner, der sie zu schätzen weiß und nach ihrem vollen Werte bezahlt, und wenn man sie nicht verschleudern will, kann man mit ihnen arm sterben, aber reiche Erben hinterlassen. — Ganz ebenso werden kleine Talente sehr leicht erkannt, geschätzt und genutzt; hingegen die sehr großen, höchst seltenen, fast unschätzbaren Talente, finden sehr schwer

einen Kenner, Schätzer, Belohner: ihre Werke gehn oft von der Mitwelt ungenossen auf die Nachwelt über.

136.

An Osann, 20. April 1822.

Ohne Bücher auf der Welt wäre ich längst verzweifelt.

137.

An Osann, 29. Oktober 1822.

Wieder steht jetzt der große Bär niedrig am Horizont, — wieder steht in unbewegter Luft dunkelgrünes Laub, scharf abgeschnitten auf dem dunkelblauen Himmel, ernst und melancholisch, — wieder machen Oliven, Rebem, Pinien und Cypressen die Landschaft, in der zahllose kleine Villen zu schwimmen scheinen — wieder bin ich in der Stadt, deren Pflaster eine Art Mosaik ist; auf dem Hauptplatz stehn drei enorme, bunte, marmorne, polierte Bijous, vom Regen rein gewaschen glänzen sie in der Sonne, der Dom, Campanil, Battisterio: und wieder gehe ich täglich über den wunderlichen, von Statuen bevölkerten Platz, von dem Sie einen sehr ähnlichen Kupferstich haben: — wieder lebe

ich unter der verrufenen Nation, die so schöne Gesichter und so schlechte Gemüter hat; am auffallendsten ist die unendliche Heiterkeit und Fröhlichkeit aller Mienen: sie kommt von ihrer Gesundheit und diese vom Klima; dabei sehen viele so geistreich aus, als ob etwas dahinter stäke: sie sind fein und schlau und wissen sogar, sobald sie wollen, brav und ehrlich auszugehen, und sind dennoch so treulos, ehrlos, schamlos, daß die Verwunderung uns den Zorn vergessen läßt. Fürchterlich sind ihre Stimmen! wenn in Berlin ein einziger auf der Gasse so gellend und auffallend brüllte wie hier Tausende, so ließe die ganze Stadt zusammen; aber auf den Theatern trillern sie vorzüglich.

138.

An Osann, 29. Oktober 1822.

Mich freut bisweilen das Heterogene meiner Umgebung: ich belächle mich selbst, wenn ich mit einem weißen Dominikaner im Boboli promeniere und den Verfall der Klöster beseufzen helfe, oder im kerzenhellen Urvätersaal einer Villa einer englischen Dame die Cour mache: „doch wenn in unsrer stillen Zelle das Lämpchen freundlich wieder brennt“ — dann bin

ich wieder ich selbst und weiß, wo mein Leben eigentlich liegt.

139.

An Osann, 29. Oktober 1822.

Ich bleibe den Winter hier: noch ist es warm, ich trage fortwährend nanckingne Hosen, und so tun alle; das Laub fängt an hin und wieder gelb zu werden, die meisten Bäume kennen keine Jahreszeit: selbst Drangen stehn im Klosterhose von S. Lorenzo das ganze Jahr im Freien und unbedeckt, hoch, stark, den Hof beschattend; wird es kalt, so werde ich mich an diesem Anblick trösten. — Eldorado ist unter der Erde. Mit Italien lebt man wie mit einer Geliebten, heute im heftigen Zank, morgen in Anbetung: — mit Deutschland wie mit einer Hausfrau, ohne großen Zorn und ohne große Liebe.

140.

An denselben.

Ich habe gelebt, um mein Buch zu schreiben, daher von dem, was ich in der Welt wollte und sollte, sind 99/100 getan und gesichert: der Rest ist Neben-

sache, folglich auch meine Person und ihr Schicksal. Wie wenig Notiz man von meinem Buche nimmt, weiß ich sehr wohl: aber auch ebensowohl, daß das nicht immer so bleiben wird. Das Metall, woraus ich und mein Buch sind, ist gar nicht häufig auf diesem Planeten, wird zuletzt erprobt und aufbewahrt. Ich sehe das zu deutlich und zu lange, als daß ich da eine Täuschung annehmen könnte, noch zehn Jahre Nichtbeachtung würden mich gar nicht irre machen.

141.

Aus der Abhandlung über: *Christliche Dialektik*.

Um die Dialektik rein aufzustellen, muß man, unbekümmert um die objektive Wahrheit (welche Sache der Logik ist), sie bloß betrachten als die Kunst, Recht zu behalten, welches freilich um so leichter sein wird, wenn man in der Sache selbst Recht hat.

142.

Sie hassen am Andersdenkenden nicht sowohl die andere Meinung, zu der er sich bekennt, als die Vermessenheit, selbst urtheilen zu wollen; was sie ja doch

selbst nie unternehmen und im Stillen sich dessen bewußt sind.

143.

Denken können sehr wenige, aber Meinungen wollen Alle haben; was bleibt da Anderes übrig, als daß sie solche, statt sie sich selber zu machen, ganz fertig von Andern aufnehmen?

144.

An Osann, 21. Mai 1824.

Sehn und Erfahren ist so nötig als Lesen und Lernen. Besonders deutlich ist es mir geworden, wie jämmerlich das Leben der Vornehmen in der Nähe ist und wie die Langeweile sie martert, trotz aller Gegenanstalten.

145.

Gebet eines Skeptikers, Dresden 1824.

Gott, — wenn Du bist, — errette aus dem Grabe
Meine Seele, — wenn ich eine habe.

Aus dem Manuskriptbuch Quartant,
begonnen 1824.

Was mir die Echtheit und daher die Dauer meiner Philosopheme verbürgt, ist, daß ich sie gar nicht gemacht habe, sondern sie haben sich selbst gemacht. Sie sind in mir entstanden ganz ohne mein Zutun, in Momenten, wo alles Wollen in mir gleichsam tief eingeschlafen war, und der Intellekt nun völlig herrenlos und dadurch müßig tätig war, die Anschauung der wirklichen Welt auffaßte und sie mit dem Denken parallelisierte, beide gleichsam spielend aneinander haltend, ohne daß mein Wille irgend wie der Sache auch nur vorstand. Mit dem Wollen ist aber auch alle Individualität verschwunden und aufgehoben: daher war mein Individuum hier nicht im Spiel, sondern es war die Anschauung selbst, rein und für sich, die sich in den Begriff rein und für sich absetzte.

Auf das Mitgliederverzeichnis der Berliner Akademie der Wissenschaften, 1826.

Spottet ihrer nicht! Ihre Geistesfähigkeiten seien

nun welche sie mögen, so sind ja sie doch die Stützen und Säulen, welche die aufgehäuften Last des menschlichen Wissens für diese Zeit tragen. Das Genie gehört nicht zu den Stützen, sondern zur Last: deshalb widersehen sie sich ihm und solange sie können, erkennen sie es nicht an.

148.

Widmung an den Vater, gedruckt 1843,
niedergeschrieben, Januar 1828.

Dedication der zweiten Ausgabe: Den
Manen meines Vaters, des Kaufmanns Heinrich
Floris Schopenhauer.

Edler, vortrefflicher Geist, dem ich alles danke, was ich bin und was ich leiste. Deine waltende Vorsorge hat mich geschirmt und getragen, nicht bloß durch die hilflose Kindheit und unbedachtsame Jugend, sondern auch ins Mannesalter und bis auf den heutigen Tag. Denn, indem Du einen Sohn, wie ich bin, in die Welt setztest, sorgtest Du zugleich dafür, daß er auch als ein solcher in einer Welt, wie diese ist, bestehen und sich entwickeln konnte. Du warst auf den Fall bedacht, daß er nicht eben geeignet sein möchte, die Erde zu ackern, oder sonst durch ein mechanisches

Gewerbe seine Kräfte zur Sicherung seiner Subsistenz zu verwenden, und scheint vorher gesehen zu haben, daß Dein Sohn, Du stolzer Republikaner, nicht das Talent würde haben können, wetteifernd mit médiocre et rampant, vor Ministern und Räten zu kriechen, um ein sauer abzuverdienendes Stück Brot erst niederträchtig zu erbetteln, oder der sich blähenden Mittelmäßigkeit zu schmeicheln und demütig sich dem lobpreisenden Gefolge scharlatanischer Pfuscher anzuschließen; daß er vielmehr als Dein Sohn auch mit Deinem verehrten Voltaire denken würde: nous n'avons que deux jours à vivre: il ne vaut pas la peine de les passer à ramper devant des coquins méprisables.

Daher weihe ich Dir mein Werk, das nur unter dem Schatten Deines Schutzes entstehen konnte und insofern auch Dein Werk ist, und rufe Dir im Grabe den Dank nach, den ich einzig Dir und keinem andern schuldig bin:

Nam Caesar nullus nobis haec otia fecit.

Daß ich die Kräfte, die mir die Natur gab, ausbilden und zu dem verwenden konnte, wozu sie bestimmt waren, daß ich dem angeborenen Triebe folgen und für Unzählige denken und arbeiten konnte, während keiner für mich etwas tat: das danke ich Dir,

mein Vater, danke es Deiner Lätigkeit, Deiner Klugheit, Deiner Sparsamkeit und Sorgfalt für die Zukunft. Darum sei Du mir gepriesen, mein edler Vater! Und jeder, der an meinem Werk irgendeine Freude, Trost oder Belehrung findet, soll Deinen Namen vernehmen und wissen, daß, wenn Heinrich Floris Schopenhauer nicht der Mann gewesen wäre, der er war, Arthur Schopenhauer hundertmal zugrunde gegangen wäre.

Und so laß meine Dankbarkeit das einzige tun, was sie für Dich, der Du vollendet hast, vermag: laß sie Deinen Namen so weit bringen, als meiner ihn zu tragen imstande ist.

149.

Aus den *Adversaria*, begonnen 1828.

Philosophie ist für Ausnahmen: nur das entschiedenste Genie kann sie fördern: der gewöhnliche Mensch verdirbt sie, sobald er nur ein Wort aus eigenen Mitteln hinzusetzt; was ist daher aus der Philosophie seit Kant geworden! Da alle die Ordinarien und Extraordinarien mitgeredet haben.

An einen englischen Schriftsteller, 21. Dezember 1829.

Deutschland hat zwar einen Kant und Goethe hervorgebracht, aber die Allgemeinheit der Nation leidet an einer vollständigen Dumpsheit und Abwesenheit jedes Urteils.

An denselben.

Meine Erfahrung hat mich von der Wahrheit der Ansicht Lord Bacons überzeugt, daß wärmere Klimata im allgemeinen aufgewecktere Köpfe erzeugen; daß aber die hervorragenden Geister der kältern auch die ausgezeichnetsten der warmen Länder übertreffen. Deutschland hat im letzten Jahrhundert zwei Genies allerersten Rangs hervorgebracht: Kant und Goethe; aber das Volk im Ganzen ist außerordentlich stumpf und sein Mangel an Urteilskraft wird durch seine Gelehrsamkeit nur noch mehr ins Licht gestellt. Es ist deshalb ganz falsch, eine Nation nach den in ihr erzeugten großen Männern, d. h. die Regel nach den Ausnahmen zu beurteilen.

152.

An denselben.

Nach meiner Meinung hält der Beifall Eines Genies für die Vernachlässigung einer gedankenlosen Menge vollständig schadlos.

153.

Aus den Cogitata, begonnen 1830.

Wenn ich nichts habe, was mich ängstiget, so beängstigt mich eben Dies, indem es mir ist, als müßte doch etwas dasein, das mir nur eben verborgen bliebe. Misera conditio nostra!

154.

Das tote Wort eines großen Geistes ist etwas unendlich besseres als die viva vox eines Schafs.

155.

Schon vor vielen Jahren habe ich aufgeschrieben, daß dem Treiben jedes Genies ein angeborener Kunstgriff, man möchte sagen, ein Kniff zum Grunde liegt, der die geheime Springsfeder aller seiner Werke

ist und dessen Ausdruck man auf seinem Gesichte erblickt.

Mein Kniff ist es, das lebhafteste Anschauen oder das tiefste Empfinden, wann die gute Stunde es herbeigeführt hat, plötzlich und im selben Moment mit der kältesten abstrakten Reflexion zu übergießen und es dadurch erstarrt aufzubewahren. Also ein hoher Grad von Besonnenheit.

156.

Wie könnte mich der Beifall des heutigen philosophischen Publikums je freuen? Es muß mir sein — ich gebrauche Hegedorns Worte —

wie wenn mich ein Jude grüßt
Und mir eine Hure lächelt.

157.

Mein Zeitalter ist nicht mein Wirkungskreis; sondern nur der Boden, auf dem meine physische Person steht, welche aber nur ein sehr unbedeutender Teil meiner ganzen Person ist: diesen Boden hat sie mit Vielen gemein, deren Wirkungskreis er ist: diesen überlasse ich daher Sorge und Kampf um denselben.

Meine Zeitgenossen dürfen nicht glauben, daß ich eßt für sie arbeite: wir haben nichts miteinander zu tun; wir kennen einander nicht; wir gehn fremd einander vorüber. — Ich schreibe für die Einzelnen, mir gleichen, die hie und da im Laufe der Zeit leben und denken, nur durch die zurückgelassenen Werke mit einander kommunizieren, und dadurch Einer der Trost des Andern sind.

Die Kälte und Nichtbeachtung, mit der man mich aufnahm, hätte mich vielleicht an Allem, was ich je angestrebt, und an mir selber irre machen können: aber zum Glück hörte ich zugleich die Posaune des Ruhms das ganz Wertlose, das handgreiflich Schlechte, das Sinnleere als trefflich, ja als den Gipfel menschlicher Weisheit verkünden, und nun war ich sogleich orientiert und gänzlich beruhigt.

Das Leben geht schnell und euer Verständnis ist langsam: — darum erlebe ich nicht meinen Ruhm und habe meinen Lohn dahin.

Von der Gelehrten-Republik ist oft die Rede, aber nicht von der Genialen-Republik. In dieser geht es so zu: — ein Riese ruft dem andern zu, durch den öden Zwischenraum der Jahrhunderte, ohne daß die Zwergenwelt, welche darunter wegkriecht, etwas mehr vernähme als Getön, und mehr verstände, als daß überhaupt etwas vorgeht. Und wiederum dies Gezwerge treibt da unten unaufhörliche Possen und macht großen Lärm, schleppt sich mit dem, was Jene haben fallen lassen, proklamiert Heroen, die selbst Zwerge sind, u. a. m., wovon jene Riesengeister sich nicht stören lassen, sondern ihr hohes Geistergespräch fortsetzen.

Die Philosophie nach dem Willen der Machthaber modeln und sie zum Werkzeuge ihrer Pläne machen, um dafür Geld und Ämter zu erlangen, — kommt mir vor, wie wenn Einer zur Kommunion geht, um seinen Hunger und Durst zu stillen.

Lerne die ganze Erbärmlichkeit der Menschen über-

haupt, dann die deines Zeitalters, und der deutschen Gelehrten insbesondere recht deutlich und im Zusammenhange begreifen; dann wirfst du nicht mit deinem Werke in der Hand stehn und fragen: Ist das Menschengeschlecht verrückt oder bin ich's.

164.

Ich habe den Schleier der Wahrheit tiefer gelüftet, als irgend ein Sterblicher vor mir. — Aber den will ich sehn, der sich rühmen kann, eine elendere Zeitgenossenschaft gehabt zu haben, als ich.

165.

Meine Zeitgenossen haben, durch die gänzliche Vernachlässigung meiner Leistungen und derweiliges Gelebrieren des Mediokren und Schlechten alles Mögliche getan, mich an mir selbst irre zu machen. Glücklicherweise ist es ihnen nicht gelungen: sonst würde ich zu arbeiten aufgehört haben, wie ich hätte müssen, wenn ich durch meine Arbeiten zugleich meinen Unterhalt zu erwerben gehabt hätte.

166.

Das deutsche Vaterland hat an mir keinen Patriotismus erzogen.

167.

Die Deutschen zu loben? — dazu würde mehr Vaterlandsliebe erfordert, als man nach dem Loose, welches mir geworden, billigerweise von mir verlangen kann.

168.

Aus dem Manuskriptbuch Pandektä, begonnen 1832.

Im Gegensatz der ewigen rastlosen Bewegung, welche der eigentümlichste Charakter dieser Welt und aller ihrer Wesen ist (indem diese sämtlich Willenserscheinungen sind, und ihr Wollen überall durch Bewegung, sei sie am Leitfaden der Ursachen, der Reize oder der Motive herbeigeführt, äußern), muß es wohl ein Dasein in ewiger Ruhe geben: will man dieses mit dem Namen Gott bezeichnen, so habe ich nur dies dagegen einzuwenden, daß der Ausdruck ursprünglich doch etwas Anderes bezeichnet und daher Mißverständnis veranlassen könnte. Nirwana ist un-

gleich passender. Übrigens wird Verneinung des Willens zum Leben Bejahung jenes Daseins sein.

169.

So sehr das Vulgus sich freut an den Menschlichkeiten und Schwächen großer Männer, so sehr betrübt es den großen Geist, wenn er an die Verwandtschaft mit jenen durch menschliche Schwäche erinnert wird.

170.

Auf Büchertiteln mit seinen eigenen Titeln und Ämtern zu prunken, ist höchst unpassend: in der Literatur gelten keine andere, als geistige Vorzüge: wer andere geltend machen will, verrät, daß er diese nicht hat.

171.

Die Menschheit will vorwärts, der Wahrheit zu, die Gängelbänder reißen, und das Flickeln derselben kann nicht lange nutzen. Auf allerhöchsten Befehl sollen die Fortschritte der Menschheit wieder zurückgehn? — Prost Mahlzeit!

Aus dem Eisheauton.

So wenig als möglich zu wollen und so viel als möglich zu erkennen, ist die leitende Maxime meines Lebenslaufs gewesen; denn der Wille ist das durchweg Gemeine und Schlechte in uns: man soll ihn verbergen wie die Genitalien, obgleich beide die Wurzel unseres Wesens sind. Mein Leben ist ein heroisches, das nicht mit dem Philistermaß oder der Krämerelle zu messen ist, noch überhaupt nach dem Maßstab, welcher für das der gewöhnlichen Menschen gehört, die kein anderes Dasein haben, als das des auf die kurze Spanne Zeit beschränkten Individuums; ich darf mich also nicht dadurch betrüben, daß ich bedenke, wie mir abgeht, was zu einem regelmäßigen Lebenslaufe des Individuums gehört, Amt, Haus, Hof, Weib und Kind. Ihr Dasein geht in dergleichen auf; mein Leben aber ist ein intellektuelles, dessen ungehinderter Fortgang und ungestörte Wirksamkeit in den wenigen Jahren der vollen Geisteskraft und ihrer freien Anwendung Früchte tragen muß, Jahrhunderte der Menschheit zu bereichern.

Wenn ein Mensch so wie ich geboren ist, bleibt

von Außen nur dies Eine zu wünschen, daß er soviel als möglich seine ganze Lebenszeit hindurch, und jeden Tag und jede Stunde er selbst sein und seinem Geiste leben könne.

Aber schwer ist die Erfüllung dieser Forderung in einer Welt, wo des Menschen Loos und Bestimmung ganz andere sind, wo zwischen Armut, die uns alle freie Muße nimmt, und Reichthum, der auf jede Weise sie zu verderben und uns abzuziehen trachtet, wie zwischen Scylla und Charybdis durchzusteuern ist. Von der Natur bestimmt ist des Menschen Loos: Tages Arbeit, Nachts Ruhe und wenig Muße, und des Menschen Glück: Weib und Kind, die sein Trost sind im Leben und Sterben. Wo aber eine abnorme Beschaffenheit große geistige Bedürfnisse, und mit diesen die Möglichkeit großer geistiger Genüsse herbeigeführt, da wird freie Muße zur Hauptbedingung des Glücks, für welche sodann dem normalen Menschenglück durch Weib und Kind willig entsagt wird. Das Individuum dieser Art gehört einer andern Sphäre an. Allein zur Befriedigung dieser veränderten Forderung sind äußere Umstände der Art, wie sie schon sehr selten eintreten, die Bedingung. Hier muß ein günstiges Schicksal walten, um einer außerordentlichen Natur außerordentliche Umstände zu bereiten. Da tritt denn ein, was

der neunzigjährige Nebel in Erfahrung gebracht hat: daß in dem Leben der meisten Menschen sich ein gewisser Plan findet, der durch die eigene Natur sowohl als durch die Umstände, die sie führen, ihnen gleichsam vorgezeichnet ist; die Zustände ihres Lebens mögen noch so abwechselnd und veränderlich sein, es zeigt sich doch am Ende ein Ganzes, das unter sich eine gewisse Übereinstimmung bemerken läßt. Die Hand eines bestimmten Schicksals, so verborgen sie auch wirken mag, zeigt sich: sie mag nun durch äußere Wirkung oder innere Regung bewegt sein; ja widersprechende Gründe bewegen sich oft in ihrer Richtung.

174.

Die Wichtigkeit des intellektuellen unsterblichen Menschen in mir ist so unendlich groß gewesen gegen die des Individuums, daß ich, wenn auch noch so viele persönliche Sorgen auf mir gelastet, sie sogleich habe fahren und verschwinden lassen, sobald ein philosophischer Gedanke sich regte: denn ein solcher ist mir immer voller Ernst gewesen und alles Andere dagegen Spaß. Das ist der Adels- und Freibrief der Natur. Das Glück der gewöhnlichen Menschen besteht in der Abwechslung zwischen Arbeit und Genuß, bei mir

dagegen sind beide Eines. Deshalb ist das Leben von Menschen meiner Art notwendig ein Monodrama. Missionarien der Wahrheit an das Menschengeschlecht, wie ich, werden, nachdem sie sich begriffen, mit den Menschen sich außer ihrer Mission so wenig gemein machen, als die Missionäre in China mit den Chinesen fraternisieren. Einem Menschen wie mir, ist, besonders so lange ich jung bin, in allen Lebensverhältnissen beständig zu Mute wie Einem, der in Kleidern steckt, die ihm nicht passen.

175.

Man lebt in Berlin wie auf einem Schiff: alles ist rar, teuer, schwer zu haben, die Comestibeln ausgetrocknet und dürr. Die Spitzbübereien und Betrügereien jeder Art sind dagegen ärger als im Land, wo die Citronen blühen. Sie legen nicht nur uns selber die lästigste Behutsamkeit auf, sondern bewirken oft, daß die uns nicht kennen einen Verdacht gegen uns hegen, den wir uns nicht träumen lassen, und uns eigentlich als filous behandeln, bis es zur fatalen Explosion kommt.

176.

In einer so durchweg gemeinen Welt wird not-

wendig jedes Ungemeine sich isolieren und hat es auch getan. Je mehr man sich der Gesellschaft der Menschen entschlagen kann, desto besser befindet man sich. Wie der Hungrige ein unessbares oder gar giftiges Kraut stehen läßt, so muß es, wer das Bedürfnis der Gesellschaft fühlt, mit den Menschen, wie sie sind, machen. Ein seltenes und großes Glück ist es daher, an sich selber so viel zu besitzen, daß man nicht durch Überdruß seiner Selbst und durch Langeweile getrieben wird, die Gesellschaft der Menschen zu suchen.

177.

Zwar sagt Goethe, daß das Gespräch noch erquicklicher sei als das Licht; aber dennoch ist es besser, gar nicht zu sprechen, als ein so karges ledernes Gespräch zu führen, wie das gewöhnliche mit den bipedes, bei dem drei Viertel von dem, was einem zu sagen einfielen, nicht gesagt werden dürfen, aus ebenso albernen als notwendigen Rücksichten, und die Unterhaltung in der That nichts anderes ist als ein qualvolles Seiltanzen auf der schmalen Linie des zu sagen ohne Gefahr Vergönnten. In der Regel hinterläßt jedes Gespräch — das mit dem Freunde und der Geliebten ausgenommen — einen unangenehmen Nachgeschmack,

eine leise Störung des inneren Friedens. Dagegen hinterläßt jede Selbstbeschäftigung des Geistes einen wohlthuenden Nachklang. Unterhalte ich mich mit den Menschen, so empfangen sie ihre Meinungen, die meistens falsch, flach oder erlogen sind und in der armseligen Sprache ihres Geistes. Unterhalte ich mich mit der Natur, so gibt sie, wahr und unverstellt, das ganze Wesen jedes Dinges, davon sie redet, anschaulich, unerschöpflich und redet mit mir die Sprache meines Geistes. Mich beschäftigen meine Gedanken und deren Mittheilung allemal lebhaft; aber die bipedes sind in der Regel nicht in dem selben Fall: ihrem freien Denken und Sprechen fehlt es an wahrhaftigem Interesse und ihrem Anteil an beiden an Lebhaftigkeit, um sie ganz einzunehmen. Daher bleibt ihnen auch stets viel Aufmerksamkeit auf die nächste Umgebung, so viel, als ich mir unmittelbar gar nicht vorstellen kann. Während mein Blick auf einen Punkt fixiert ist, irrt der ihrige umher und jedes störende Geräusch ist ihnen willkommen. So kann ich z. B. die Menschen nie weniger für meinesgleichen halten, als wenn ich sie zwecklos klappern oder Hundegebell anhören oder Kanarienvögel halten sehe.

Bei Umwandlungen von Unzufriedenheit bedenke ich stets, was es heiße, daß ein Mensch, wie ich, sein ganzes Leben der Ausbildung seiner Anlagen und seinem angeborenen Berufe leben kann, und wie viele Tausend gegen Eins waren, daß das nicht anging und ich sehr unglücklich geworden wäre. Wenn ich zu Zeiten mich unglücklich gefühlt, so ist dies mehr nur vermöge einer mprise, eines Irrtums in der Person geschehen, ich habe mich dann für einen Andern gehalten, als ich bin, und nun dessen Jammer beklagt: z. B. für einen Privatdozenten, der nicht Professor wird und keine Zuhörer hat, oder für einen, von dem dieser Philister schlecht redet und jene Kaffeeschwester klatscht, oder für den Beklagten in jenem Injurienprozee, oder für den Liebhaber, den jenes Mädchen, auf das er capriciert ist, nicht erhren will, oder für den Patienten, den seine Krankheit zu Hause hält, oder für andere ähnliche Personen, die an ähnlichen Msren laborieren. Das Alles bin ich nicht gewesen, das Alles war fremder Stoff, aus dem höchstens der Rock gemacht gewesen, den ich eine Weile getragen und dann gegen einen andern abgelegt habe. Wer aber bin ich denn? Der, welcher die Welt als Wille und

Vorstellung geschrieben und vom großen Problem des Daseins eine Lösung gegeben, welche vielleicht die bisherigen antiquieren, jedenfalls aber die Denker der kommenden Jahrhunderte beschäftigen wird. Der bin ich, und was könnte den anfechten in den Jahren, die er noch zu athmen hat?

179.

Was dieser meiner Person von Außendingen am nächsten liegt, so wie das Hemd dem Leibe, ist meine Unabhängigkeit, die nicht zuläßt, daß ich gezwungen werde, zu vergessen, wer ich bin und die Rolle eines Andern zu spielen, z. B. die eines Brodschreibers oder Professors, dem sein Wissen und Denken das ist, was dem Krämer die Waare, die er zur Schau auslegt, oder die eines vortragenden Rats, oder die eines Hofmeisters.

180.

Die meisten Männer lassen sich durch ein schönes Gesicht verlocken: denn die Natur induciert sie dazu, Weiber zu nehmen, indem sie diese auf Einmal ihre volle Glanzseite zeigen läßt; die vielen Übel dagegen, die sie im Gefolge haben, verbirgt: als da sind end-

lose Ausgaben, Kinder Sorgen, Widerspenstigkeit, Eigensinn, Alt- und Garstigwerden nach wenigen Jahren, Betrügen, Hörner aufsetzen, Grillen, hysterische Anfälle, Liebhaber und Hölle und Teufel. Deshalb ist die Heirat eine Schuld zu nennen, die in der Jugend contractiert und im Alter bezahlt wird und hat Balthasar Gracian recht, der einen Vierziger bloß um deßwillen, weil er Weib und Kinder hat, ein Kameel heißt; denn das gewöhnliche Ziel der sogenannten Carrière junger Männer ist doch nur, das Lastthier eines Weibes zu werden. Neben den Besseren unter ihnen geht die Frau in der Regel wie eine Jugendsünde. Die freie Muße, welche sie ihren Weibern zu erarbeiten den Tag hinbringen, braucht der Philosoph selbst. Der Verheiratete trägt die volle Last des Lebens, der Unverheiratete nur die halbe: wer sich den Musen weihet, muß zu der letztern Klasse gehören. Daher wird man finden, daß fast alle echten Philosophen ledig geblieben sind: so Cartesius, Malebranche, Spinoza und Kant. Die Alten kann man nicht rechnen, da bei ihnen die Weiber eine untergeordnete Stellung eingenommen haben; übrigens ist des Sokrates Leiden bekannt und Aristoteles ist ein Hofmann gewesen. Die großen Dichter dagegen sind alle verheiratet gewesen und zwar alle unglücklich. Shakespeare hat sogar doppelte Hörner

getragen. Ehemänner sind meistens umgekehrte Papagenos: denn wie diesem sich, mit bewundernswerter Schnelligkeit, eine Alte in eine Junge verwandelt, so ihnen mit bewundernswerter Schnelligkeit eine Junge in eine Alte.

181.

Es ist nicht möglich, die Weiber in den Schranken der Vernunft zu halten anders als durch Furcht; in der Ehe aber ist es nötig, sie in Schranken zu halten, weil man sein Bestes mit ihnen zu teilen hat, und so verliert man am Glück der Liebe, was man an Autorität gewinnt. Daher kommt es denn z. B., daß die Hälfte aller Kapitalverbrechen in England zwischen Ehegatten begangen werden.

182.

Zu allen Zeiten hat es bei den gebildeten Nationen eine Art natürlicher Mönche gegeben, Leute, die, im Bewußtsein überwiegender Geisteskräfte, die Ausbildung und Übung derselben jedem anderen Gut vorzogen und daher ein contemplatives, geistig tätiges Leben führten, dessen Früchte nachmals der Menschheit zu Gute kamen. Sie entsagten demgemäß dem

Reichtum, dem Erwerb, dem irdischen Ansehen, dem Besiß eigener Familie: so bringt es das Compensationsgesetz mit sich. Dem Range nach die vornehmste Klasse der Menschheit, durch deren Anerkennung sich jeder selbst ehrt, entsagen sie der gemeinen Vornehmigkeit mit einer gewissen äußern Demut, welche der der Mönche analog ist. Die Welt ist ihr Kloster, ihre Einsiedelei. Was Einer dem Andern sein kann, hat seine sehr engen Grenzen: am Ende ist und bleibt doch Jeder allein. Und nun kommt es darauf an, wer allein ist. Wenn ich ein König wäre, so würde meiner selbst wegen kein Befehl so oft und so nachdrücklich gegeben werden als: Laßt mich allein! Meinesgleichen sollten unter der Illusion leben, auf einem verödeten Planeten der einzige Mensch zu sein, der nun aus der Not eine Tugend macht. Die meisten merken auch bei der ersten Bekanntschaft mit mir, daß sie mir und ich ihnen nichts sein kann. Im Besiß eines höheren Grads von Bewußtsein, also eines höheren Daseins, ist, sich dem Genuß desselben rein und unverkümmert zu erhalten, und zu diesem Zwecke nichts darüber hinaus zu prä tendieren, meine Lebensweisheit. Man hat sonach viel gewonnen, wenn man durch Alter und Erfahrung endlich eine vue nette von der gänzlichen moralischen und intellektuellen Er-

bärmlichkeit der Menschen im Allgemeinen erhalten hat, weil man nun nicht mehr versucht wird, sich mit ihnen weiter als nötig einzulassen, nicht mehr beständig in einem Kampf lebt, welcher dem zwischen dem Durst und einer widerlichen Tisane gleicht, nicht mehr sich verleiten läßt, sich selbst Illusion zu machen und die Menschen sich zu denken, wie man sie wünscht, sondern stets vor Augen behalte, wie sie sind.

183.

Ich habe mich gewöhnt, von den Menschen viel zu ertragen, weil ich früh eingesehen, daß ich es müßte, wenn ich irgend mit ihnen umgehen wollte. Aber diese Magime stammt aus der des Umgangs bedürftigen Jugend; Erfahrung und Reife machen diesen entbehrlich, und es wäre törricht, ihn dann noch mit grenzenloser Geduld zu erkaufen; vielmehr soll man dann, wie Goethe sagt, all das Volk Gott und sich selbst und dem Teufel überlassen. Wenn man nicht ein Spiel in der Hand jedes Buben und der Spott jedes Narren sein will, so ist die erste Regel: Zugenöpft! Was ein Mensch meinesgleichen denkt und fühlt, hat keine Ähnlichkeit mit dem, was jene denken und fühlen. Darum ziemt es mir, unbedingt ver-

schlossen zu bleiben. Der rechte Ton ihnen gegenüber ist Ironie; aber eine völlig unaffektirte, gelassene, sich gar nicht verrathende. Sie darf nie direkt gegen den gerichtet sein, mit dem man redet. Nicht aus ihr herausgekommen zu sein, betrachte ich jedesmal als meinen Sieg. Man muß sich gewöhnen, durchaus Alles, auch das Rasendste ganz gelassen anzuhören, dabei die Bedeutungslosigkeit des Redenden und seiner Meinung erwägen und sich jedes Streits enthalten. Dann wird man nachher mit Selbstzufriedenheit an die Scene zurückdenken. Stets soll man sich den Blick auf das Ganze bewahren: bleibt man beim Einzelnen stehen, so wird man leicht irre und gewinnt nur eine falsche Ansicht von den Dingen. Aus dieser oder jener Krümmung eines Flusses kann man dessen Lauf nie beurteilen. Den Erfolg oder Mißerfolg des Augenblicks und den Eindruck, den sie machen, darf man nicht beachten. Aus dem Benehmen Anderer gegen uns sollen wir nicht etwa erst lernen und abnehmen, wer wir sind, sondern wer sie sind. Im letzteren Sinne können wir es kalt beobachten, im ersteren nicht. Wenn zwei miteinander reden, treibt gewöhnlich jeder mit dem Andern heimlich einen gewissen Spott. In jedem Augenblicke kalter Vernunft wird man daher an jeden Augenblick Ironie mit Triumph,

an jede Herzenseergießung mit Beschämung zurückdenken. Der Lust zu sprechen, bloß um zu sprechen, ist nie nachzugeben, da die Redseligkeit zur Offenherzigkeit wird. Man soll doch nur beobachten, wie verschieden das Gesicht ist, das Einer macht, indem er uns anhört, von dem, mit welchem er zu uns spricht.

184.

Alle recht frappanten und eklamanten Beispiele von Schlechtigkeit, Bosheit, Verrat, Niederträchtigkeit, Neid, Dummheit und Verkehrtheit, die man hat erleben und erdulden müssen, soll man keineswegs in den Wind schlagen, vielmehr als *alimenta misanthropiae* benutzen, sie sich stets von neuem zurückrufen und vergegenwärtigen, um danach die reale Beschaffenheit der Menschen stets vor Augen zu haben und sich nicht mit ihnen irgend wie zu compromittieren. Denn man wird finden, daß die, von denen man dergleichen erfuhr, oft schon Jahrelang mit uns umgingen, ohne daß wir ihnen solche Dinge zu vertrauten, daher es bloß die Gelegenheit gewesen ist, welche ihnen die Auszeichnung verschafft hat. Wenn man anfängt, sich mit einem Menschen zu familiarisieren, soll man immer bedenken, daß man ihn bei näherer Be-

kenntnischaft wahrscheinlich werde verachten oder hassen müssen.

185.

Je gemeiner die Klugheit in der menschlichen Gesellschaft ist, desto mehr fällt der Mangel daran auf. Begegnet uns aber jene Unerfahrenheit vollends im reiferen Lebensalter, so sind wir geneigt, auf einen hohen Grad von Geistesbeschränktheit zu schließen oder aber auf — Genialität.

186.

Bacon's Satz, daß aller Argwohn auf Unwissenheit beruhe, ist zu verwerfen, vielmehr hat Chamfort recht: der Weisheit Anfang sei die Furcht vor den Menschen, und Demosthenes, wenn er sagt: Wälle und Mauern seien eine gute Schutzwehr, die beste aber sei die *'απιστία*.

187.

It's safer trusting fear than faith. Sei immer eingedenk, daß Du Dich nicht in Deiner Heimat, nicht unter Wesen Deinesgleichen befindest; sondern durch ein hartes, sonderbares und nur durch Erkenntnis zu

erleichterndes Schicksal unter denen leben muß, die Dir fremder sind als dem Europäer die Chinesen, unter den Vögeln, den bipedes, den hombres che no lo son.

188.

Um die, welche es verdienen, d. h. fünf Sechstel der Menschheit nach Verdienst verachten zu können, ist die erste Bedingung, daß man sie nicht hasse, also muß man keinen Haß in sich aufkommen lassen; denn was man haßt, verachtet man nicht ganz. Das sicherste Mittel hinwiederum gegen den Menschenhaß ist eben die Menschenverachtung; aber eine recht gründliche, das Resultat einer ganz deutlichen und klaren Einsicht in die unglaubliche Kleinlichkeit ihrer Gesinnung, die enorme Beschränktheit ihres Verstandes und den gränzenlosen Egoismus ihres Herzens, daraus schreiende Ungerechtigkeit, blasser Neid und Bosheit, bisweilen bis zur Grausamkeit hervorgehen.

189.

Similis simili gaudet: um von den Menschen geliebt zu sein, müßte man ihnen ähnlich sein; das aber hole der Teufel! Was sie zusammenbringt und zusammenhält, ist ihre Gemeinheit, Kleinheit, Platttheit,

Geisteschwäche und Erbärmlichkeit. Daher sei Dein Gruß an alle bipedes: pax vobiscum, nihil amplius!

190.

So lang die Katze jung ist, spielt sie mit Papierfügelchen, weil sie solche für lebendig, für etwas ihr selbst ähnliches hält; aber wenn sie älter geworden, weiß sie, was es ist, und läßt es liegen. So ist es mir mit den bipedes gegangen.

191.

Die meisten Menschen sind den Roßkastanien zu vergleichen, die das Aussehen der ächten haben, aber durchaus ungenießbar sind. Sehr viele sind ein Amalgam von Schlechtigkeit und Dummheit, die daher in ihnen schwer zu unterscheiden sind. Der englische Ausdruck „a dull scoundrel“ bezeichnet sie am besten.

192.

Goethe schrieb mir ganz seinem Charakter gemäß ins Stammbuch:

Willst du dich deines Wertes freun,
So mußt der Welt du Wert verleihn —

ich aber dachte lieber mit Chamfort: *Il vaut mieux laisser les hommes pour ce qu'ils sont, que les prendre pour ce qu'ils ne sont pas. Rien de si riche qu'un grand soi-même!* Fast jeder Kontakt mit Menschen ist für eine *contamination*, ein *defilement* zu halten. Sie sind so beschaffen, daß, wer im Laufe seines ganzen Lebens am wenigsten mit ihnen sich zu thun gemacht hat, der Weiseste gewesen ist. Goethe hat das Gegenteil deploriert, bei Eckermann. Man muß durchdrungen sein von der Überzeugung und sie stets gegenwärtig haben, daß man herunter gekommen ist in eine Welt, die von moralisch und intellektuell erbärmlichen Wesen bevölkert ist, zu denen man nicht gehört, deren Gemeinschaft man daher auf alle Weise zu meiden hat: man soll sich ansehen und benehmen wie ein Brahmine unter Sudras und Parias. Die wenigen Besseren soll man, je nachdem sie es sind, schätzen und ehren. Zur Belehrung der Übrigen, nicht zur Gemeinschaft mit ihnen ist man geboren. Man muß sich gewöhnen, sie als eine uns fremde Spezies anzusehen, die nur der Stoff unseres Wirkens ist. Über ihre moralisch und intellektuell elende Beschaffenheit soll man täglich meditieren und sich verhalten, daß man ihrer nicht bedürfe und ihnen fernbleiben könne. Da der Schlechteste und Geringste doch noch in vielen Stücken, näm-

lich physischen und moralischen, unferesgleichen ist, wird er immer suchen, diese in den Vordergrund zu bringen und das, wodurch wir besser sind, zur Nebensache zu machen. Und da sie nur Macht und Gewalt achten, muß man sie entweder unschädlich machen oder meiden können.

193.

Wegen des Neides der menschlichen Natur ist es nicht anders möglich, als daß die, welche geistlos und stumpf sind, einen geheimen Widerwillen hegen gegen die geistig Hochgestellten, die Schlechten und Verworfenen gegen die Rechtschaffenen und Edlen, wenn sie auch bisweilen Vorteil und Kurzweil von diesen Gegenständen ihres geheimen Grolles einernten und solche deshalb temporär suchen. Ebenso müssen die, welche den Edelmut der Besinnung oder den Grad der Klarheit der Intelligenz, die sie selbst besitzen, stets vergeblich suchen, notwendig endlich anfangen, sie im stillen zu verachten. Darauf beruht die zwiefache Isolation jedes Vortrefflichen, dessen Überlegenheit der bipes, wenn er sie bemerkt hat, so instinktmäßig dissimuliert, wie ein Insekt sich tot stellt; denn er dissimuliert sie sich selber.

Wenn man die äußerlichen Widertwärtigkeiten der Menschen in Physiognomien und Manieren beim ersten Anblick recht lebhaft empfindet, so wird man von der näheren Bekanntschaft abgehalten, was in den meisten Fällen reiner Gewinn ist. Die Menschen sind, wie sie aussehen: und etwas viel Schlimmeres kann man von ihnen nicht sagen. Man betrachte nur die Gesichter, an die man noch nicht gewöhnt ist, und man wird sich oft schämen, ein Mensch zu sein. Es ist immer verwirrend und oft gefährlich, wenn Erscheinung und Wirklichkeit weit von einander abstehen: deshalb ist es gut, wenn die Welt meinem Auge so öde erscheint, wie sie es meiner Vernunft ist.

Was mir im wirklichen Leben stets und überall im Wege gestanden hat, ist, daß ich bis in späteren Jahren nicht im Stande gewesen, mir einen ausreichenden Begriff von der Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit der Menschen zu machen.

Mein ganzes Leben hindurch habe ich mich schreck-

lich einsam gefühlt und stets aus tiefer Brust geseufzt: „Jetzt gib mir einen Menschen!“ Vergebens. Ich bin einsam geblieben. Aber ich kann aufrichtig sagen, es hat nicht an mir gelegen: ich habe Keinen von mir getroffen, Keinen getroffen, der an Geist und Herz ein Mensch gewesen wäre; nichts als elende Wichte, von beschränktem Kopf, schlechtem Herzen, niedrigem Sinn habe ich gefunden; Goethe, Fernow, allenfalls F. A. Wolf und wenige Andere ausgenommen, die sämtlich 25 bis 40 Jahre älter als ich waren. Demnach hat allmählich der Unwille über Einzelne der ruhigen Verachtung des Ganzen Platz machen müssen. Früh ist mir der Unterschied zwischen mir und den Menschen bewußt geworden; aber ich habe gedacht: lerne nur erst hundert kennen und du wirst deinen Mann schon finden; dann: aber unter tausend wirst du's; dann: zuletzt muß er doch kommen, wenn auch nur unter vielen Tausenden. Endlich bin ich zu der Einsicht gelangt, daß die Natur noch unendlich karger ist, und ich muß die „solitude of kings“ (Byron) mit Würde und Geduld tragen.

197.

Die Denkmäler, die zurückgelassenen Gedanken der mir ähnlichen Wesen, die einst wie ich unter den Men-

schen sich herumgestoßen, sind mein größter Genuß im Leben. Ihr toter Buchstabe spricht mich vertrauter an als das lebendige Dasein der Zweifüßer. Ist doch dem Ausgewanderten ein Brief aus der Heimat mehr als das Gespräch der ihn umgebenden Fremden. Spricht doch den Reisenden auf menschenleeren Inseln die Spur der früher Dagewesenen vertrauter an als alle Affen und Kakadus auf den Bäumen!

198.

Schon in früher Jugend habe ich an mir bemerkt, daß, während ich alle Anderen nach äußeren Gütern streben sah, ich mich nicht darauf zu richten hätte, weil ich einen Schatz in mir trug, der unendlich mehr Wert hatte, als alle äußeren Güter, und daß es nur darauf ankäme, diesen Schatz zu heben, wozu geistige Ausbildung und volle Muße, mithin Unabhängigkeit die ersten Bedingungen waren. Das Bewußtsein hiervon, im Anfang dunkel und dumpf, wurde mir mit jedem Jahre deutlicher, und war alle Zeit hinreichend, mich vorsichtig und ökonomisch zu machen, nämlich meine Sorgfalt auf die Erhaltung meiner Selbst und meiner Freiheit zu richten, nicht auf irgend ein äußeres Gut. Der Natur und dem Rechte des Menschen ent-

gegen habe ich meine Kräfte dem Dienste meiner Person und der Förderung meines Wohlsseins entziehen müssen, um sie dem Dienste der Menschheit zu schenken. Mein Intellekt hat nicht mir, sondern der Welt angehört. Die Empfindung dieses Ausnahmestandes und der durch ihn herbeigeführten schweren Aufgabe, zu leben ohne meine Kräfte für mich selbst zu verwenden, hat mich stets gedrückt und noch besorglicher und ängstlicher gemacht, als ich schon von Natur war; aber ich habe es durchgeführt, die Aufgabe gelöst, meine Mission vollbracht. Aus diesem Grunde bin ich auch berechtigt gewesen, sorgfältig darauf zu wachen, daß mir die Stütze meines väterlichen Erbtheils, die mich so lange hat tragen müssen und ohne welche die Welt nichts von mir gehabt hätte, auch im Alter bleibe. Kein Amt in der Welt, keine Minister- oder Gouverneurstelle hätte mich beschädigen können für meine freie Muße, wie sie mir von Haus aus oktroirt worden war.

199.

Wer ohne Erwerb ist, hat keine festen Wurzeln auf Erden, ein Sturm kann ihn umwerfen — ich muß deshalb allein stehen. Das Wagnis, mit einem

kleinen Vermögen ohne Arbeit zu leben, kann nur im Cölibat durchgeführt werden. Der Verlust der freien Verfügung über meine eigne Person ist ein weit größeres Übel als der Vorteil, der mir aus dem Gewinn einer andern erwachsen kann. Auch ist es schlechterdings unmöglich, daß ich mit einem Weibe glücklich wäre, das nicht glücklich mit mir ist. Da ich nun hauptsächlich in meiner Gedankenwelt lebe, Gesellschaft und Lustbarkeiten nicht liebe, überdies nicht immer in guter Laune bin, so ist wenig Hoffnung vorhanden, daß sich ein Weib mit mir glücklich fühlen wird.

200.

Mein Erbteil ist mir ein geweihter Schatz, der mir nur anvertraut ist, um die mir von der Natur gestellte Aufgabe zu lösen, um für mich und die Menschheit das sein zu können, wozu sie mich bestimmt hat, ein Freibrief, ohne den ich für die Menschheit nutzlos sein und vielleicht die elendeste Existenz haben würde, die jemals ein Mensch meiner Art gehabt hat.

201.

Mein Zeitalter und ich passen nicht für einander: so viel ist klar. Aber wer von uns wird

den Prozeß vor dem Richterstuhl der Nachwelt gewinnen?

202.

Fürsten werden von früher Kindheit an und durchs ganze Leben von Allen so behandelt, als wären sie wirklich übermenschliche Wesen: notwendig müssen sie dies endlich selbst wirklich glauben, woraus eine gewisse unvertilgbare Herrscherzuversicht ihnen erwächst, die sie nie verläßt. — Ich und meinesgleichen werden, von Kindheit an und durchs ganze Leben, von Allen, wenn auch nicht angesehen, doch behandelt, als wären wir ihresgleichen: wir müssen es danach glauben, und wenn wir uns auch endlich des Unterschieds bewußt werden: so geschieht es doch so spät, unter so stündlichem Widerspruch und so im Geheimen, daß wir selten oder nie den Anstand der Superiorität erlangen, der uns geziemt.

203.

Unter den Lumpen da soll man bescheiden sein und sich stellen, als hielte man sich auch für einen Lump. Das wäre ihnen eben recht. Aber! quos ego!

204.

In meinem 17. Jahre, ohne alle gelehrte Schulbildung, wurde ich vom Jammer des Lebens so ergriffen, wie Buddha in seiner Jugend, als er Krankheit, Alter, Schmerz und Tod erblickte. Die Wahrheit, welche laut und deutlich aus der Welt sprach, überwand bald die auch mir eingepprägten jüdischen Dogmen, und mein Resultat war, daß diese Welt kein Werk eines allgütigen Wesens sein könnte.

205.

An Hofrat Keil, 16. April 1832.

Mein Lieblingschriftsteller ist aber dieser philosophische Gracian: ich habe alle seine Werke gelesen, und sein Criticon ist mir eins der liebsten Bücher auf der Welt: ich würde es gern übersetzen, wenn dazu ein Verleger zu finden wäre.

206.

Frankfurt, 1833.

Ruhm kommt oft erst zu der Frist,
Wo man sein nicht achtet,
Weil man die verachtet,
Deren Stimm' er ist.

Aus einem Mahnbrief, 1835.

Wer nicht bereit ist, sein Eigenthum, eben weil es sein ist, erforderlichen Falls zu vertheidigen, verdient nicht, es zu besitzen.

Aus der Einleitung des Willens in der Natur.

Das Rechte und ernstlich Gemeinte geht stets langsam seinen Gang und erreicht sein Ziel; freilich fast wie durch ein Wunder: denn bei seinem Auftreten wird es in der Regel kalt, ja, mit Ungunst aufgenommen, ganz aus demselben Grunde, warum auch nachher, wann es in voller Anerkennung und bei der Nachwelt angelangt ist, die unberechenbar große Mehrzahl der Menschen es allein auf Autorität gelten läßt, um sich nicht zu kompromittieren, die Zahl der aufrichtigen Schätzer aber immer fast noch so klein bleibt, wie am Anfang. Dennoch vermögen diese Wenigen es in Ansehn zu halten, weil sie selbst in Ansehn stehn. Sie reichen es nun von Hand zu Hand, über den Köpfen der unfähigen Menge einander zu, durch

die Jahrhunderte. So schwierig ist die Existenz des besten Erbtheils der Menschheit.

209.

Zeitdienerei läßt sich zur Not in jedem Kleide entschuldigen, in der Kutte und dem Hermelin, nur nicht im Tribonion, dem Philosophenmantel: denn wer diesen anlegt, hat zur Fahne der Wahrheit geschworen, und nun ist, wo es ihren Dienst gilt, jede andere Rücksicht, auf was immer es auch sei, schmählicher Verrat. Darum ist Sokrates dem Schierling und Bruno dem Scheiterhaufen nicht ausgewichen. Jene aber kann man mit einem Stück Brod seitabwärts locken. Ob sie so kurzichtig sind, daß sie nicht dort, schon ganz in der Nähe, die Nachwelt sehn, bei der die Geschichte der Philosophie sitzt und unerbittlich, mit ehernem Griffel und fester Hand, in ihr unvergängliches Buch zwei bittere Zeilen der Verdammung schreibt? oder sieht sie das nicht an?

210.

Freilich, wer mit dieser nackten Schönheit, dieser lockenden Sirene, dieser Braut ohne Aussteuer buhlt, der muß dem Glück entsagen, ein Staats- und Ratheder-

Philosoph zu sein. Er wird, wenn er es hoch bringt, ein Dachkammer-Philosoph. Allein dagegen wird er, statt eines Publikums von erwerblustigen Brotstudenten, eines haben, das aus den seltenen, auserlesenen, denkenden Wesen besteht, die spärlich ausgestreut unter der zahllosen Menge, einzeln im Laufe der Zeit, fast wie ein Naturspiel erscheinen. Und aus der Ferne winkt eine dankbare Nachwelt. Aber die müssen gar keine Ahnung davon haben, wie schön, wie liebenswert die Wahrheit sei, welche Freude im Verfolgen ihrer Spur, welche Wonne in ihrem Genusse liege, die sich einbilden können, daß wer ihr Antlitz geschaut hat, sie verlassen, sie verleugnen, sie verunstalten könnte, um jener ihren prostituierten Beifall, oder ihre Ämter, oder ihr Geld, oder gar ihre Hofrathstitel.

211.

Aus dem „Willen in der Natur“.

Moral predigen ist leicht, Moral begründen schwer.

212.

Aus den Grundsätzen über das Goethe-Monument, 1837.

Statuae equestres et pedestres, also ganze Figuren,

Standbilder sind, wohlertwogen, nur solchen Männern angemessen, welche mit ihrer ganzen Persönlichkeit, mit Herz und Kopf, ja oft wohl auch noch mit Arm und Bein für die Menschheit tätig gewesen, also Helden, Heerführern, Herrschern, Staatsmännern, Volksrednern, Religionsstiftern, Heiligen, Reformatoren u. s. f. Hingegen Männern von Genie, also Dichtern, Philosophen, Künstlern, Gelehrten, als welche eigentlich nur mit dem Kopfe der Menschheit gedient haben, gebührt bloß eine Büste, die Darstellung des Kopfes.

213.

Aus den Grundsätzen über das Goethe-Monument, 1837.

Das Denkmal eines großen Mannes soll einen erhabenen Eindruck machen. Das Erhabene ist stets einfach.

214.

Über den Plan des Goethe-Denkmals, 1837.

Auf dem Postament stehe die Inschrift: „Dem Dichter der Deutschen seine Vaterstadt 1838.“ Aber auch schlechterdings keine Silbe mehr! Dadurch, daß

diese Inschrift Goethes Namen nicht nennt, sondern voraussetzt, ist sie zu seinem Ruhme unendlich bededter, als das wortreichste Encomium sein könnte: denn sie besagt, daß er der Einzige, der Unvergleichliche ist, der, den Jeder kennen muß, den keine Zeit vergessen, kein Nachfolger je verdunkeln kann. Und somit ist sie, in ihrer lakonischen Kürze, erhaben, im Beschauer Ehrfurcht erweckend, und ihre Einfachheit entspricht der ernstesten Einfachheit des Monuments selbst, das aus einer bloßen Büste bestehend, nicht durch Arme und Beine und deren Positur an Goethes menschliche Person, sondern nur durch sein erhabenes Antlitz an seinen unvergänglich gewordenen Geist erinnert. Da vielleicht noch nie ein Monument den Namen des dadurch Gefeierten verschwiegen hat, so ehrt man eben dadurch den einzigen Mann auf eine einzige Weise. Ich getraue mir zu behaupten, daß jede andere Inschrift, wie sie auch laute, mit dieser verglichen, schwach, flach und trivial erscheinen wird. Aber setzt man seinen Namen hinzu, so ist Alles verdorben: da denkt Jeder

„ihr seht einen Mann wie andre mehr.“

An Rosenkranz, 25. September 1837.

Man muß in der Welt zu abstrahieren verstehen und den Mann unterscheiden von seinem Amt, seinem Stand, seiner Nation, seinem Glauben, ja selbst seinem philosophischen System oder Sekte. Sehn wir doch Offiziere feindlicher Armeen, auf neutralem Boden, freundlich mit einander umgehen: wir aber werden an Humanität doch nicht solchen Haudegen nachstehn!

Aus der Abhandlung über die Freiheit des Willens.

Mit einem Wort: Der Mensch tut allezeit nur was er will, und tut es doch notwendig. Das liegt aber daran, daß er schon ist, was er will: denn aus dem, was er ist, folgt notwendig Alles, was er jedes Mal tut. Betrachtet man sein Tun objective, also von Außen; so erkennt man apodiktisch, daß es, wie das Wirken jedes Naturwesens, dem Kausalitätsgesetze in seiner ganzen Strenge unterworfen sein muß; subjective hingegen fühlt Jeder, daß er stets nur tut was er will. Dies besagt aber bloß, daß sein Wirken die reine Äußerung seines selbsteigenen Wesens ist.

Dasselbe würde daher jedes, selbst das niedrigste Naturwesen fühlen, wenn es fühlen könnte.

Die Freiheit ist also durch meine Darstellung nicht aufgehoben, sondern bloß hinausgerückt, nämlich aus dem Gebiete der einzelnen Handlungen, wo sie erweislich nicht anzutreffen ist, hinauf in eine höhere, aber unserer Erkenntnis nicht so leicht zugängliche Region: d. h. sie ist transcendental.

217.

Aus der Abhandlung über die Grundlage der Moral.

Wenn ein Mensch ein Verbrechen ernstlich meditiert, so hat er die Schranke der echten, reinen Moralität bereits durchbrochen: danach aber ist das Erste, was ihn aufhält, alle Mal der Gedanke an Justiz und Polizei. Entschlägt er sich dessen, durch die Hoffnung, diesen zu entgehen, so ist die zweite Schranke, die sich ihm entgegenstellt, die Rücksicht auf seine Ehre. Kommt er nun aber auch über diese Schutzwehr hinweg, so ist sehr viel dagegen zu wetten, daß, nach Überwindung dieser zwei mächtigen Widerstände, jetzt noch irgend ein Religionsdogma Macht genug über ihn haben werde, um ihn von der That zurückzuhalten.

Aus dem Manuskriptbuch *Spicilegia*,
1837.

Meine Werke bestehen aus lauter Aufsätzen, wo Ein Gedanke mich erfüllte und ich ihn seiner selbst wegen durch Aufschreiben fixieren wollte: — daraus sind sie zusammengesetzt, mit wenig Kalk und Mörtel: darum sind sie nicht schal und langweilig, wie die der Leute, die sich hinsetzen und nun, nach einem gefaßten Plan, Seite nach Seite, ein Buch schreiben.

Unter Philosophen und Dichtern sind die Verheirateten schon als solche verdächtig, ihre Sache zu suchen, nicht das Heil der Wissenschaft und Kunst.

Die Brodstudenten sind oft genug getadelt worden; aber die Brodprofessoren verstehen sich von selbst.

Philosophieprofessoren reden mit Hochachtung von Menschen und Büchern, die offenbar keine verdienen;

weil sie der Reciprocität dieser Euphemie gar sehr bedürfen: — ich aber nicht; werde daher Alles bei seinem Namen nennen.

222.

Alltagsköpfe können höchst achtungswerte Leute im praktischen Leben sein, auch sehr liebenswürdig, auch gute Prediger, brauchbare Ärzte, gerechte Richter u. s. f. werden: aber in den schönen Künsten, in der Poesie und in der Philosophie, sind sie ewig incorrigible Pfscher, Sachverderber, eingedrungene Störer und Beschmußer des Guten, kurzum Lumpenhunde und Esel, die man ohne alle Schonung behandeln, geißeln und mit Schimpf und Schande wegzagen muß, um ihnen den Kitzel zu verleiden. Man sehe nur, was sie seit der großen welthistorischen Erscheinung Kants aus der Philosophie gemacht haben! Nicht anders, als wenn Wilde über eine antike Statue herfielen und sie, auf ihre Weise verschönernd umarbeiten wollten zu einem herzerhebenden Bizlipuzli.

223.

Die schönen Künste durch Geldbelohnungen, Preisvertheilungen, Gesellschaften der Kunstfreunde, welche

Stümpereien kaufen und ausspielen, u. dgl. aufmuntern zu wollen ist ganz zweckwidrig und gereicht der Kunst zum Nachtheil: denn dadurch muntert man die auf, welche nicht die Kunst, sondern das Geld lieben, und ruft sonach zahllose Nachwerke der Unberufenen ins Dasein, deren unübersehbare Menge dem ächten Talent das Bekanntwerden erschwert, zumal da jene Geldkünstler sich auf Mittel und Ränke verstehen, zu denen der Mann von Talent nicht geeignet ist.

224.

Wer mit einem Talent geboren ist, findet sein Glück in diesem und bedarf keiner andern Belohnung: er wird sich leichter gegen den Mangel schützen können, als gegen das Heer unberufener Mitbewerber, welche vom Glanz des Goldes, wie Maden von der Sonne ausgebrütet werden; wozu noch kommt, daß Midas stets geneigt ist, dem Marsyas den Lorbeer zu reichen.

225.

Die wenigen Unberufenen, welche bloße Eitelkeit antreibt, können kein Gedränge machen. O wie hätte dann das Verdienst schönen Spielraum, wenn man es von den Goldsuchern befreit hätte! — Sind die

größten Meisterwerke der Poesie, Musik und Malerei durch die Akademien und Preise hervorgerufen? oder sind sie aus Zeiten, wo man dergleichen nicht kannte? — Sind Correggio, Shakespeare, Mozart durch solche Belohnungen gediehen, oder haben sie in Armut gelebt und ihr Glück in der Kunst gefunden?

226.

Für Jeden, der Werke hervorbringen will, die Genie erfordern, heißt es:

Du bist ein Barde, Freund! Sind deine Augen helle?
Genügt dir die Eiche und die Quelle?

227.

Ich habe nicht meine Sache gesucht, sondern die Wahrheit. Danach ist es mir denn auch ergangen: mein ganzes Leben hindurch habe ich die, welche ihre Sache unter dem Vorwand der Philosophie suchten und nur scheinen wollten, was ich wirklich war, in Glanz und Ansehen, in Ruhm und Verehrung erblickt, während ich so vernachlässigt blieb, als wäre ich noch nicht geboren.

228.

Über Heinrich Heine, ca. 1840.

Alle guten Schriftsteller zeigen uns irgendwie die Dinge: er zeigt bloß seine erbärmliche Judenindividualität, und kokettirt damit. Sein Charakter ist gänzliche Ehrlosigkeit.

229.

An F. A. Brockhaus, über den 2. Band der Welt als Wille und Vorstellung, 7. Mai 1843.

Dieser zweite Band hat bedeutende Vorzüge vor dem ersten und verhält sich zu diesem wie das ausgemalte Bild zur bloßen Skizze. Denn er hat die Gründlichkeit und den Reichtum von Gedanken und Kenntnissen voraus, welche nur die Frucht eines ganzen, unter stetem Studium und Nachdenken hingebachten Lebens sein können. Jedenfalls ist es das Beste, was ich geschrieben habe.

230.

An F. A. Brockhaus, 7. Mai 1843.

Man wird gegen mich nicht immer ungerecht sein, wie man es bisher gewesen ist. Ich wollte, Sie

kennnten die wahre Literaturgeschichte, da würden Sie wissen, daß alle echten Werke, alle die, welche nachher sich einer beständigen Dauer erfreut haben, am Anfange vernachlässigt dalagen, wie meines, während das Falsche und Schlechte obenauf war. Denn dies weiß sich jederzeit in der Welt breit zu machen, daß dem Guten und Echten kein Raum bleibt, und dieses sich durchwinden muß, bis es endlich ans Licht gelangt. Auch meine Zeit wird und muß kommen, und je später desto glänzender.

231.

An F. A. Brockhaus, 17. Mai 1843.

Allerdings habe ich dem Publiko ein Geschenk machen wollen, und ein sehr wertvolles: aber für mein Geschenk noch obendrein bezahlen, das will und werde ich nicht. Es ist, als ob jemand, dem ich eine für ihn wichtige Nachricht zu schreiben hätte, verlangen wollte, daß ich auch noch den Brief frankierte. Ist es mit der offenkundigen Gesunkenheit des Zeitalters wirklich so weit gekommen, daß, während Hegelscher Unsinn viele Auflagen erlebt und das wertloseste philosophische Geträtsch von 100 Alltagsköpfen vom Publiko bezahlt wird, da es messentlich erscheint, an

ein Buch von mir, welches die Arbeit meines ganzen Lebens enthält, ein Verleger nicht einmal die Druckkosten setzen mag, — nun so soll mein Werk liegen bleiben, um einst als posthumum zu erscheinen, wenn die Generation gekommen sein wird, die jede Zeile von mir freudig aufnehmen wird; sie wird nicht ausbleiben.

232.

An F. A. Brockhaus, 17. Mai 1843.

Die Noth um einen Verleger kann mich zwar sehr verdrießen, aber meine Meinung von meiner Sache herabstimmen kann sie nie: Dem großen Hume ist es gerade ebenso gegangen, ja schlimmer: von seiner englischen Geschichte, die noch jetzt, nach 80 Jahren alle paar Jahre im Original und Übersetzungen neu erscheint, hat nach seinem eigenen Bericht der Verleger das erste Jahr 45 Exemplare abgesetzt.

233.

An F. A. Brockhaus, 14. Juni 1843.

Ihren Anzeigen des Buchs versprechen Sie keine Belobung oder sonstigen Kommentar beizufügen. Dagegen habe ich große Antipathie.

234.

An F. A. Brockhaus, 14. Juni 1843.

Das Echte und ernstlich Gemeinte bricht sich zwar sehr langsam, jedoch ganz sicher Bahn, und bleibt nachher in fortdauernder Geltung.

235.

Vorrede zur 2. Auflage der Welt als Wille und Vorstellung, Februar 1844.

Nicht den Zeitgenossen, nicht den Landsgenossen, — der Menschheit übergebe ich mein nunmehr vollendetes Werk, in der Zuversicht, daß es nicht ohne Wert für sie sein wird; sollte auch dieses, wie es das Loos des Guten in jeder Art mit sich bringt, erst spät erkannt werden. Denn nur für sie, nicht für das vorübereilende, mit seinem einstweiligen Wahn beschäftigte Geschlecht, kann es gewesen sein, daß mein Kopf, fast wider meinen Willen, ein langes Leben hindurch, seiner Arbeit unausgesetzt obgelegen hat.

236.

Wer eine Sache, die nicht zu materiellem Nutzen führt, ernsthaft nimmt und betreibt, darf auf die

Teilnahme der Zeitgenossen nicht rechnen, wohl aber wird er meistens sehen, daß unterdessen der Schein solcher Sache sich in der Welt geltend macht und seinen Tag genießt: und dies ist in der Ordnung. Denn die Sache selbst muß auch ihrer selbst wegen betrieben werden: sonst kann sie nicht gelingen; weil überall jede Absicht der Einsicht Gefahr droht. Demgemäß hat, wie die Litterargeschichte durchweg bezeugt, jedes Wertvolle, um zur Geltung zu gelangen, viel Zeit gebraucht; zumal wenn es von der belehrenden, nicht von der unterhaltenden Gattung war: und unterdessen glänzte das Falsche.

237.

Das eben ist der Fluch dieser Welt der Not und des Bedürfnisses, daß diesen alles dienen und fröhnen muß: daher eben ist sie nicht so beschaffen, daß in ihr irgend ein edles und erhabenes Streben, wie das nach Licht und Wahrheit ist, ungehindert gedeihen und seiner selbst wegen da sein dürfte. Sondern selbst wenn einmal ein solches sich hat geltend machen können und dadurch der Begriff davon eingeführt ist; so werden alsbald die materiellen Interessen, die persönlichen Zwecke, auch seiner sich bemächtigen, um ihr Werkzeug, oder ihre Maske daraus zu machen.

Die Wahrheit ist keine Hure, die sich Denen an den Hals wirft, welche ihrer nicht begehren: vielmehr ist sie eine so spröde Schöne, daß selbst wer ihr Alles opfert, noch nicht ihrer Gunst gewiß sein darf.

Nur aus ihren eigenen Schriften lernt man die ächten Philosophen kennen, nicht aus den Berichten Anderer. Denn die Gedanken jener außerordentlichen Geister können die Filtration durch den gewöhnlichen Kopf hindurch nicht vertragen. Geboren hinter den breiten, hohen, schön gewölbten Stirnen, unter welchen strahlende Augen hervorleuchten, kommen sie, wenn versetzt in die enge Behausung und niedrige Bedachung der engen, gedrückten, dickwändigen Schädel, aus welchen stumpfe, auf persönliche Zwecke gerichtete Blicke hervorspähen, um alle Kraft und alles Leben, und sehen sich selber nicht mehr ähnlich.

Aus der Welt als Wille und Vorstellung,
zweiter Band.

Im unendlichen Raum zahllose leuchtende Kugeln,
um jede von welchen etwan ein Duzend kleinerer,

beleuchteter sich wälzt, die inwendig heiß, mit erstarrter kalter Rinde überzogen sind, auf der ein Schimmelüberzug lebende und erkennende Wesen erzeugt hat; — dies ist die empirische Wahrheit, das Reale, die Welt. Jedoch ist es für ein denkendes Wesen eine mißliche Lage, auf einer jener zahllosen im grenzenlosen Raum frei schwebenden Kugeln zu stehen, ohne zu wissen woher noch wohin, und nur Eines zu sein von unzählbaren ähnlichen Wesen, die sich drängen, treiben, quälen, rastlos und schnell entstehend und vergehend, in anfangs- und endloser Zeit: dabei nichts Beharrliches, als allein die Materie und die Wiederkehr derselben, verschiedenen, organischen Formen, mittelst gewisser Wege und Kanäle, die nun einmal da sind. Alles was empirische Wissenschaft lehren kann, ist nur die genauere Beschaffenheit und Regel dieser Hergänge.

241.

Ich hege wirklich längst die Meinung, daß die Quantität Lärm, die jeder unbeschwert vertragen kann, in umgekehrtem Verhältnis zu seinen Geisteskräften steht, und daher als das ungefähre Maß derselben betrachtet werden kann. Wenn ich daher auf dem Hofe eines Hauses die Hunde stundenlang unbeschwichtigt bellen

höre, so weiß ich schon, was ich von den Geisteskräften der Bewohner zu halten habe. Wer habituell die Stubentüren, statt sie mit der Hand zu schließen, zuwirft, oder es in seinem Hause gestattet, ist nicht bloß ein ungezogener, sondern auch ein roher und bornierter Mensch.

242.

Um im wirklichen Leben den Anderen überlegen zu sein, ist: überlegt sein, d. h. nach Begriffen verfahren, die unerläßliche Bedingung.

243.

Wer nichts weiter, als so einen einzigen modernen Patois versteht, wird, im Schreiben und Reden, diese Dürftigkeit bald verraten, indem sein Denken, an so armselige, stereotypische Formen fest geknüpft, ungelent und monoton ausfallen muß. Genie freilich ersetzt, wie Alles, so auch dieses, z. B. im Shakespeare.

244.

Der innerste Kern jeder ächten und wirklichen Erkenntnis ist eine Anschauung; auch ist jede neue Wahrheit die Ausbeute aus einer solchen. Alles Urdenken

geschieht in Bildern: darum ist die Phantasie ein so notwendiges Werkzeug desselben, und werden phantasielose Köpfe nie etwas großes leisten, — es sei denn in der Mathematik. — Hingegen bloß abstrakte Gedanken, die keinen anschaulichen Kern haben, gleichen Wolkengebilden ohne Realität. Selbst Schrift und Rede, sei sie Lehre oder Gedicht, hat zum letzten Zweck, den Leser zu derselben anschaulichen Erkenntnis hinzuleiten, von welcher der Verfasser ausging: hat sie den nicht, so ist sie eben schlecht. Eben darum ist Betrachtung und Beobachtung jedes Wirklichen, sobald es irgend etwas dem Beobachter Neues darbietet, belehrender als alles Lesen und Hören.

245.

Meine Gedanken verschleichen, um denen eines Buches Platz zu machen, käme mir vor, wie was Shakespeare an den Touristen seiner Zeit tadelt, daß sie ihr eigen Land verkaufen, um Anderer ihres zu sehen. Jedoch ist die Lesewut der meisten Gelehrten eine Art fugae vacui der Gedankenleere ihres eigenen Kopfes, welche nun das Fremde mit Gewalt hereinzieht: um Gedanken zu haben, müssen sie welche lesen, wie die leblosen Körper nur von außen Bewegung erhalten; während die Selbstdenker den lebendigen gleichen, die sich von

selbst bewegen. Es ist sogar gefährlich, früher über einen Gegenstand zu lesen, als man selbst darüber nachgedacht hat.

246.

Weise können in jeder Zeit leben, und die der Vorzeit bleiben es für alle kommenden Geschlechter: Gelehrsamkeit hingegen ist relativ: die Gelehrten der Vorzeit sind meistens Kinder gegen uns und bedürfen der Nachsicht.

247.

Beredsamkeit ist die Fähigkeit, unsere Ansicht einer Sache, oder unsere Gesinnung hinsichtlich derselben, auch in Andern zu erregen, unser Gefühl darüber in ihnen zu entzünden und sie so in Sympathie mit uns zu versetzen; dies Alles aber dadurch, daß wir, mittelst Worten, den Strom unserer Gedanken in ihren Kopf leiten, mit solcher Gewalt, daß er den ihrer eigenen von dem Gange, den sie bereits genommen, ablenkt, und in seinen Lauf mit fortreißt.

248.

Verschwindet der an die Sprachen gebundene Geist der Alten aus dem gelehrten Unterricht; dann wird Roheit, Plattheit und Gemeinheit sich der ganzen Lite-

ratur bemächtigen. Denn die Werke der Alten sind der Nordstern für jedes künstlerische oder literarische Streben: geht der euch unter, so seid ihr verloren. Schon jetzt merkt man an dem jämmerlichen und läppischen Stil der meisten Schreiber, daß sie nie Latein geschrieben haben. Sehr passend nennt man die Beschäftigung mit den Schriftstellern des Altertums Humanitätsstudien: denn durch sie wird der Schüler zuvörderst wieder ein Mensch, indem er eintritt in die Welt, die noch rein war von allen Fragen des Mittelalters und der Romantik, welche nachher in die europäische Menschheit so tief eindringen, daß auch noch jetzt jeder damit betüncht zur Welt kommt und sie erst abzustreifen hat, um nur zuvörderst wieder ein Mensch zu werden. Denkt nicht, daß eure moderne Weisheit jene Weihe zum Menschen je ersetzen könne: ihr seid nicht, wie Griechen und Römer, geborene Freie, unbefangene Söhne der Natur. Ihr seid zunächst die Söhne und Erben des rohen Mittelalters und seines Unsinns, des schändlichen Pfaffentzugs und des halb brutalen, halb geckenhaften Ritterwesens. Geht es gleich mit beiden jetzt allgemach zu Ende, so könnt ihr darum doch noch nicht auf eigenen Füßen stehen. Ohne die Schule der Alten wird eure Literatur in gemeines Geschwätze und platte Philisterei ausarten.

249.

Es ist zu beklagen, daß keine deutsche Akademie da ist, dem literarischen Sanskulottismus gegenüber die Sprache in ihren Schutz zu nehmen.

250.

Das Bewußtsein ist die bloße Oberfläche unseres Geistes, von welchem, wie vom Erdkörper, wir nicht das Innere, sondern nur die Schale kennen.

251.

Der menschliche Intellekt ist nur eine höhere Steigerung des tierischen; und wie dieser ganz auf die Gegenwart beschränkt ist, so trägt auch der unserige starke Spuren dieser Beschränkung. Daher ist unser Gedächtnis und Rück Erinnerung etwas sehr unvollkommenes: wie wenig von dem, was wir getan, erlebt, gelernt, gelesen haben, können wir uns zurückrufen! und selbst dies wenige meistens nur mühsam und unvollständig.

252.

Wie die Sprache der Abdruck des Geistes eines Volkes, so ist der Stil der unmittelbare Abdruck des Schopenhauer.

Geistes eines Schriftstellers, die Physiognomie desselben. Man werfe das Buch weg, bei dem man merkt, daß man in eine dunklere Region gerät, als die eigene ist; es sei denn, daß man bloß Tatsachen, nicht Gedanken aus ihm zu empfangen habe.

253.

Für das praktische Leben ist das Genie so brauchbar, wie ein Stern-Teleskop im Theater.

254.

Tempel und Kirchen, Pagoden und Moscheen, in allen Landen, aus allen Zeiten, in Pracht und Größe, zeugen vom metaphysischen Bedürfnis des Menschen, welches, stark und unvertilgbar, dem physischen auf dem Fuße folgt. Freilich könnte, wer satirisch gelaunt ist, hinzufügen, daß dasselbe ein bescheidener Bursche sei, der mit geringer Kost vorlieb nehme. An plumphen Fabeln und abgeschmackten Märchen läßt er sich bisweilen genügen: wenn nur früh genug eingeprägt, sind sie ihm hinlängliche Auslegungen seines Daseins und Stützen seiner Moralität.

255.

Wenn irgend etwas auf der Welt wünschenswert ist, so wünschenswert, daß selbst der rohe und dumpfe

Hausen, in seinen besonneneren Augenblicken, es höher schätzen würde, als Silber und Gold; so ist es, daß ein Lichtstrahl fiele auf das Dunkel unsers Daseins und irgend ein Aufschluß uns würde über diese räthelhafte Existenz, an der nichts klar ist, als ihr Elend und ihre Nichtigkeit.

256.

Religionen sind dem Volke notwendig, und sind ihm eine unschätzbare Wohltat. Wenn sie jedoch den Fortschritten der Menschheit in der Erkenntnis der Wahrheit sich entgegenstellen wollen, so müssen sie mit möglichster Schonung beiseite geschoben werden und zu verlangen, daß sogar ein großer Geist — ein Shakespeare, ein Goethe — die Dogmen irgend einer Religion impliciter, bona fide et sensu proprio zu seiner Überzeugung mache, ist wie verlangen, daß ein Riese den Schuh eines Zwerges anziehe.

257.

Eine gegebene Philosophie hat keinen anderen Maßstab ihrer Schätzung, als den der Wahrheit — übrigens ist die Philosophie wesentlich Weltweisheit; ihr Problem ist die Welt: mit dieser allein hat sie es zu

tun und läßt die Götter in Ruhe, erwartet aber dafür, auch von ihnen in Ruhe gelassen zu werden.

258.

Sehr eminente Köpfe übersehen die Verhältnisse und deren wahrscheinliche Entwicklungen mit solcher Schnelligkeit und Sicherheit, daß sie, wenn nur noch von einigem Mut unterstützt, dadurch diejenige rasche Entschlossenheit und Festigkeit erlangen, welche sie befähigt, eine bedeutende Rolle in den Welthändeln zu spielen, falls Zeit und Umstände hiezu Gelegenheit bieten.

259.

Es sind nicht die eigentlich großen Geister, welche die historischen Charaktere abgeben, indem sie, die Masse der Menschheit zu lenken und zu beherrschen fähig, die Welthandel durchkämpften; sondern hiezu taugen Leute von viel geringerer Kapazität des Geistes, aber großer Festigkeit, Entschiedenheit und Beharrlichkeit des Willens, wie sie bei sehr hoher Intelligenz gar nicht bestehen kann; bei welcher demnach wirklich der Fall eintritt, daß der Intellekt den Willen direkt hemmt.

Ein stark wirkendes Motiv, wie der sehnstüchtige Wunsch, die dringende Not, steigert bisweilen den Intellekt zu einem Grade, dessen wir ihn vorher nie fähig geglaubt hatten. Schwierige Umstände, welche uns die Nothwendigkeit gewisser Leistungen auflegen, entwickeln ganz neue Talente in uns, deren Keime uns verborgen geblieben waren und zu denen wir uns keine Fähigkeit zutrauten.

Daß die größte Trefflichkeit des Kopfes mit einer gleichen des Charakters nicht leicht im Verein gefunden wird, erklärt sich genugsam aus der unaussprechlich großen Seltenheit beider; während ihre Gegenteile durchgängig an der Tagesordnung sind: daher man diese auch täglich im Verein antrifft. Inzwischen schließt man nie von einem vorzüglichen Kopf auf einen guten Willen, noch von diesem auf jenen, noch vom Gegenteil auf das Gegenteil: sondern jeder Unbefangene nimmt sie als völlig gesonderte Eigenschaften, deren Vorhandensein jedes für sich durch Erfahrung auszumachen ist. Große Beschränktheit des Kopfes kann mit großer Güte des Herzens zusammen bestehen.

Große geistige Überlegenheit isoliert mehr, als Alles andere, und macht, wenigstens im Stillen, verhaßt. Das Gegentheil nun ist es, was die Dummen so allgemein beliebt macht; zumal da mancher nur bei ihnen finden kann, was er, nach dem oben erwähnten Gesetze seiner Natur, suchen muß. Diesen wahren Grund einer solchen Zuneigung wird jedoch Keiner sich selber, geschweige Andern gestehen, und wird daher, als plausiblem Vorwand für dieselbe, seinem Auserwählten eine besondere Herzengüte andichten, die, wie gesagt, höchst selten und nur zufällig ein Mal neben der geistigen Beschränktheit wirklich vorhanden ist.

Sogar die höchste intellektuelle Eminenz kann zusammengesetzt bestehen mit der ärgsten moralischen Verworfenheit.

Nur wer selbst viel Geist hat, wird den Geistreichen zu seiner Gesellschaft wünschen; seine Freundschaft hingegen wird sich nach den moralischen Eigenschaften richten: denn auf diesen beruht seine eigentliche Hochschätzung eines Menschen, in welcher ein einziger

guter Charakterzug große Mängel des Verstandes bedeckt und auslischet.

265.

Wann ein Held stirbt, balsamiert man sein Herz ein, nicht sein Gehirn: hingegen bewahrt man gern den Schädel der Dichter, Künstler und Philosophen.

266.

Das eigentliche Genie ist durchaus nur zu theoretischen Leistungen, als zu welchen es seine Zeit wählen und abwarten kann; welches gerade die sein wird, wo der Wille gänzlich ruht und keine Welle den reinen Spiegel der Weltauffassung trübt: Hingegen ist zum praktischen Leben das Genie ungeschickt und unbrauchbar, daher auch meistens unglücklich.

267.

Das Individuum hat für die Natur nur einen indirekten Wert, nämlich nur, sofern es das Mittel ist, die Gattung zu erhalten. Außerdem ist ihr sein Dasein gleichgültig, ja, sie selbst führt es dem Untergang entgegen, sobald es aufhört zu jenem Zwecke tauglich zu sein.

Viele Millionen, zu Völkern vereinigt, streben nach dem Gemeinwohl, jeder Einzelne seines eigenen wegen; aber viele Tausende fallen als Opfer für dasselbe. Bald unsinniger Wahn, bald grübelnde Politik, heßt sie zu Kriegen aufeinander: dann muß Schweiß und Blut des großen Haufens fließen, die Einfälle Einzelner durchzusetzen, oder ihre Fehler abzubüßen. Im Frieden ist Industrie und Handel tätig, Erfindungen tun Wunder, Meere werden durchschifft, Leckereien aus allen Enden der Welt zusammengeholt, die Wellen verschlingen Tausende. Alles treibt, die Einen sinnend, die Andern handelnd, der Tumult ist unbeschreiblich. — Aber der letzte Zweck von dem Allen, was ist er? Ephemere und geplagte Individuen eine kurze Spanne Zeit hindurch zu erhalten, im glücklichsten Fall mit erträglicher Not und komparativer Schmerzlosigkeit, der aber auch sogleich die Langeweile auspaßt; sodann die Fortpflanzung dieses Geschlechts und seines Treibens. — Bei diesem offenbaren Mißverhältnis zwischen der Mühe und dem Lohn erscheint uns von diesem Gesichtspunkt aus der Wille zum Leben objektiv genommen als ein Thor, oder subjektiv als ein Wahn, von welchem alles Lebende ergriffen, mit äußerster Anstrengung seiner Kräfte auf etwas hinarbeitet, das

keinen Wert hat. Allein bei genauerer Betrachtung werden wir auch hier finden, daß er vielmehr ein blinder Drang, ein völlig grundloser unmotivierter Trieb ist.

269.

Das punctum saliens jedes schönen Werkes, jedes großen oder tiefen Gedankens, ist eine ganz objektive Anschauung. Eine solche aber ist durchaus durch das völlige Schweigen des Willens bedingt, welches den Menschen als reines Subjekt des Erkennens übrig läßt. Die Anlage zum Vorwalten dieses Zustandes ist eben das Genie.

270.

Die so häufig bemerkte trübe Stimmung hochbegabter Geister hat ihr Sinnbild an diesem Berge, dessen Gipfel meistens bewölkt ist: aber wann bisweilen, zumal früh morgens, der Wolkenschleier reißt und nun der Gipfel, vom Sonnenlichte rot, aus seiner Himmels- höhe über den Wolken auf Chamounix herabsieht: dann ist es ein Anblick, bei welchem Jedem das Herz im tiefsten Grunde aufgeht. So zeigt auch das meistens melancholische Genie zwischendurch die nur ihm mögliche aus der vollkommensten Objektivität des Gei-

stes entspringende eigentümliche Heiterkeit, die wie ein Lichtglanz auf seiner hohen Stirne schwebt: in tristitia hilaris, in hilaritate tristis.

271.

Groß ist nur der, welcher bei seinem Wirken, dieses sei nun ein praktisches oder ein theoretisches, nicht seine Sache sucht; sondern allein einen objektiven Zweck verfolgt; er ist es aber selbst dann noch, wann, im Praktischen, dieser Zweck ein mißverständener und sogar wenn er, in Folge davon, ein Verbrechen sein sollte. Daß er nicht sich und seine Sache sucht, dies macht ihn unter allen Umständen groß.

272.

Die Männer der ächten Werke sind tausend Mal seltener als die Männer der Laten.

273.

Unnütz zu sein, gehört zum Charakter der Werke des Genies: es ist ihr Adelsbrief. Alle übrigen Menschenwerke sind da zur Erleichterung unserer Existenz; bloß die hier in Rede stehenden nicht: sie allein sind

ihrer selbst wegen da, und sind, in diesem Sinn, als die Blüte, oder der reine Ertrag des Daseins anzusehen. Deshalb geht beim Genuß derselben uns das Herz auf: denn wir tauchen dabei aus dem schweren Erdenäther der Bedürftigkeit auf.

274.

Das Genie lebt wesentlich einsam. Es ist zu selten, als daß es leicht auf seines Gleichen treffen könnte, und zu verschieden von den übrigen, um ihr Geselle zu sein. Bei ihnen ist das Wollen, bei ihm das Erkennen das vortwaltende: daher sind ihre Freuden nicht seine, seine nicht ihre. Sie sind bloß moralische Wesen und haben bloß persönliche Verhältnisse: es ist zugleich ein reiner Intellekt, der als solcher der ganzen Menschheit angehört.

275.

Daß die Großen und Reichen gerade den bildenden Künsten die kräftigste Unterstützung widmen und nur auf ihre Werke beträchtliche Summen verwenden, ja, heutzutage eine Idololatrie, im eigentlichen Sinne, für ein Bild von einem berühmten alten Meister den Wert eines großen Landgutes hingibt,

dies beruht hauptsächlich auf der Seltenheit der Meisterstücke, deren Besitz daher dem Stolze zusagt, sodann aber auch darauf, daß der Genuß derselben gar wenig Zeit und Anstrengung erfordert und jeden Augenblick, auf einen Augenblick, bereit ist; während Poesie und selbst Musik ungleich beschwerlichere Bedingungen stellen. Dem entsprechend lassen die bildenden Künste sich auch entbehren: aber ohne Musik und Poesie ist keines.

276.

Daß einer ein großer Geist sein könne, ohne etwas davon zu merken, ist eine Absurdität, welche nur die trostlose Unfähigkeit sich einreden kann, damit sie das Gefühl der eigenen Nichtigkeit auch für Bescheidenheit halten könne.

277.

Die, welche so eifrig von Andern Bescheidenheit fordern, auf Bescheidenheit dringen, unablässig rufen: „Nur bescheiden! um Gottestwillen, nur bescheiden!“ sind zuverlässig Lumpe, d. h. völlig verdienstlose Wichte, Fabrikware der Natur, ordentliche Mitglieder

des Pacts der Menschheit. Denn wer selbst Verdienste hat, läßt auch Verdienste gelten, — versteht sich ächte und wirkliche. Aber der, dem selbst alle Vorzüge und Verdienste mangeln, wünscht, daß es gar keine gäbe: ihr Anblick an Andern spannt ihn auf die Folter; der blasse, grüne, gelbe Neid verzehrt sein Inneres, er möchte alle persönlich Bevorzugten vernichten und ausrotten: muß er sie aber leider leben lassen, so soll es nur unter der Bedingung sein, daß sie ihre Vorzüge verstecken, völlig verleugnen, ja abschwören. Dies also ist die Wurzel der so häufigen Lobreden auf die Bescheidenheit.

278.

Könnten wir in die geheime Werkstätte der Poeten sehen, so würden wir zehn Mal öfter finden, daß der Gedanke zum Reim, als daß der Reim zum Gedanken gesucht wird; und selbst im letztern Fall geht es nicht leicht ohne Nachgiebigkeit von Seiten des Gedankens ab.

279.

Große Dichter verwandeln sich ganz in jede der darzustellenden Personen und sprechen aus jeder der-

selben, wie Bauchredner; jetzt aus dem Helden, und gleich darauf aus dem jungen, unschuldigen Mädchen, mit gleicher Wahrheit und Natürlichkeit: so Shakespeare und Goethe. Dichter zweiten Ranges verwandeln die darzustellende Hauptperson in sich: so Byron; wobei dann die Nebenpersonen oft ohne Leben bleiben, wie in den Werken der Mediokren auch die Hauptperson.

280.

Im Trauerspiel wird die schreckliche Seite des Lebens uns vorgeführt, der Jammer der Menschheit, die Herrschaft des Zufalls und des Irrthums, der Fall des Gerechten, der Triumph der Bösen: also die unserm Willen geradezu widerstrebende Beschaffenheit der Welt wird uns vor Augen gebracht. Bei diesem Anblick fühlen wir uns aufgefordert, unsern Willen vom Leben abzuwenden, es nicht mehr zu wollen und zu lieben.

281.

Personen von großer Macht und Ansehn sind deswegen zum Trauerspiel die geeignetsten, weil das Unglück, an welchem wir das Schicksal des Menschen-

lebens erkennen wollen, eine hinreichende Größe haben muß, um dem Zuschauer, wer er auch sei, als furchtbar zu erscheinen.

282.

Was die Geschichte erzählt, ist in der That nur der lange, schwere und verworrene Traum der Menschheit.

283.

Hat Einer den Herodot gelesen, so hat er, in philosophischer Absicht, schon genug Geschichte studiert. Denn da steht schon Alles, was die folgende Weltgeschichte ausmacht, das Treiben, Tun, Leiden und Schicksal des Menschengeschlechts, wie es aus den besagten Eigenschaften und dem physischen Erdenlose hervorgeht.

284.

Überhaupt mache ich die Anforderung, daß wer sich mit meiner Philosophie bekannt machen will, jede Zeile von mir lese. Denn ich bin kein Vielschreiber, kein Kompendienfabrikant, kein Honorarverdiener, Keiner, der mit seinen Schriften nach dem Beifall eines Ministers zielt, mit einem Worte, Keiner, dessen Feder

unter dem Einfluß persönlicher Zwecke steht: ich strebe nichts an, als die Wahrheit, und schreibe, wie die Alten schrieben, in der alleinigen Absicht, meine Gedanken der Aufbewahrung zu übergeben, damit sie einst denen zugute kommen, die ihnen nachzudenken und sie zu schätzen verstehen. Eben daher habe ich nur Weniges, dieses aber mit Bedacht und in weiten Zwischenräumen geschrieben, auch demgemäß die, in philosophischen Schriften, wegen des Zusammenhangs, bisweilen unvermeidlichen Wiederholungen, von denen kein einziger Philosoph frei ist, auf das möglich geringste Maß beschränkt, so daß das Allermeiste nur an einer Stelle zu finden ist. Deshalb also darf, wer von mir lernen und mich verstehen will, nichts, das ich geschrieben habe, ungelesen lassen. Beurteilen jedoch und kritisieren kann man mich ohne dieses, wie die Erfahrung gezeigt hat; wozu ich denn auch ferner viel Vergnügen wünsche.

285.

Das größte der Übel, das Schlimmste, was überall gedroht werden kann, ist der Tod, die größte Angst Todesangst. Nichts reißt uns so unwiderstehlich zur lebhaftesten Teilnahme hin, wie fremde Lebensgefahr; nichts ist entsetzlicher, als eine Hinrichtung. Die hierin

hervortretende grenzenlose Anhänglichkeit an das Leben kann nun aber nicht aus der Erkenntnis und Überlegung entsprungen sein; vor dieser erscheint sie vielmehr töricht; da es um den objektiven Wert des Lebens sehr mißlich steht, und wenigstens zweifelhaft bleibt, ob dasselbe dem Nichtsein vorzuziehen sei, ja, wenn Erfahrung und Überlegung zum Worte kommen, das Nichtsein wohl gewinnen muß. Klopste man an die Gräber und fragte die Toten, ob sie wieder aufstehen wollten, sie würden mit den Köpfen schütteln.

286.

Der eigentlich naturgemäße Tod, der durch das Alter, die Euthanasie, ist ein allmähliges Verschwinden und Verschweben aus dem Daseyn, auf unmerkliche Weise. Nach und nach erlöschen im Alter die Leidenschaften und Begierden, mit der Empfänglichkeit für ihre Gegenstände; die Affekte finden keine Anregung mehr: denn die vorstellende Kraft wird immer schwächer, ihre Bilder matter, die Eindrücke haften nicht mehr, gehen spurlos vorüber, die Tage rollen immer schneller, die Vorfälle verlieren ihre Bedeutsamkeit, Alles verblaßt. Der Hochbetagte wandt umher, oder ruht in einem Winkel, nur noch ein Schatten, ein Gespenst

seines ehemaligen Wesens. Was bleibt da dem Tode noch zu zerstören? Eines Tages ist dann ein Schlummer der letzte, und seine Träume sind — — — Es sind die, nach welchen schon Hamlet fragt, in dem berühmten Monolog. Ich glaube, wir träumen sie eben jetzt.

287.

Das Sterben ist der Augenblick jener Befreiung von der Einseitigkeit einer Individualität, welche nicht den innersten Kern unsers Wesens ausmacht, vielmehr als eine Art Verirrung desselben zu denken ist: die wahre, ursprüngliche Freiheit tritt wieder ein, in diesem Augenblick, welcher, im angegebenen Sinn, als eine restitutio in integrum betrachtet werden kann. Der Friede und die Beruhigung auf dem Gesichte der meisten Toten scheint daher zu stammen. Ruhig und sanft ist, in der Regel, der Tod jedes guten Menschen: aber willig sterben, gern sterben, freudig sterben, ist das Vorrecht des Resignierten, dessen, der den Willen zum Leben aufgibt und verneint. Denn nur er will wirklich und nicht bloß scheinbar sterben folglich braucht und verlangt er keine Fortdauer seiner Person. Das Dasein, welches wir kennen, gibt e

willig auf: was ihm statt dessen wird, ist in unsern Augen nichts; weil unser Dasein, auf jenes bezogen, nichts ist. Der Buddhistische Glaube nennt jenes Nirwana, d. h. Erlöschen.

288.

Obskurantismus ist eine Sünde, vielleicht nicht gegen den heiligen, doch gegen den menschlichen Geist, die man daher nie verzeihen, sondern dem, der sich ihrer schuldig gemacht, dies unverföhlich, stets und überall nachtragen und bei jeder Gelegenheit ihre Verachtung bezeugen soll, so lange er lebt, ja, noch nach dem Tode.

289.

Die wahre Rechtschaffenheit, die unverbrüchliche Gerechtigkeit, diese erste und wichtigste Kardinaltugend, ist eine so schwere Aufgabe, daß, wer sich unbedingt und aus Herzensgrunde zu ihr bekennt, Opfer zu bringen hat, die dem Leben bald die Süße, welche das Genügen in ihm erfordert, benehmen und dadurch den Willen von demselben abwenden, also zur Resignation leiten. Sind doch eben was die Rechtschaffenheit ehr-

würdig macht die Opfer, welche sie kostet: in Kleinigkeiten wird sie nicht bewundert.

290.

An Joh. Aug. Becker, 10. Dezember 1844.

Fast fange ich an, in Ihnen einen stillen Anhänger der „Würde des Menschen“ zu wittern! Calderons auf dem Misthaufen sterbender standhafter Prinz, dem sein treuer Grande das letzte erbettelte Brot bringt und dabei klagt, er sei dafür von den Mauren geprügelt worden, antwortet: „Schon recht! esa es la herencia de Adan! Das ist die Verlassenschaft vom Adam! Das verdienen wir alle.“ Freilich sind das keine optimistischen, protestantische Pastoren-Grundsätze von der Würde des Menschen. Hingegen Papst und Kaiser waschen den Armen die Füße: protestantische Fürsten nicht und auch der „Siegreich-vollendete“ hat in fünfhundert menschlichen Geburten, die er durchleben mußte, ehe er zur Buddhawürde gelangte, vielfache Proben der tiefsten Demut abgelegt, wovon jeder, der sich in Dsang-Lün erbaut, die Nachrichten kennt, die so authentisch sind, wie die Evangelien.

291.

Antistrophe zu Goethes 73. venetianischem Epigramm, 1845.

Wundern darf es mich nicht, daß manche die Hunde
verleumden:

Denn es beschämet zu oft leider den Menschen der
Hund.

292.

Aus einer Vorrede zu den Parergis,
1845.

Sie kommen heran, sie treten schon ins Dasein,
die mit mir denken, also eigentlich mit mir leben
werden: ihnen gilt mein Willkommen, mein Abschied
einem mir fremd gebliebenen Geschlecht.

293.

Zu Frauenstädt, 1846/47.

Man sieht es meinen, oft nur wenige Seiten ein-
nehmenden Erörterungen der wichtigsten und schwie-
rigsten metaphysischen Probleme gar nicht an, welche
ungeheure Studien ihnen vorangegangen sind. Aber

so habe ich es stets gehalten; stets habe ich mich erst mit einem Gegenstande genau bekannt gemacht, ehe ich über denselben geschrieben. Einen Winter lang habe ich z. B. bloß antike griechische Tragödie geschrieben, behufs meiner wenigen Seiten im 2. Band der „Welt als Wille und Vorstellung“ über das Trauerspiel; ein ander Mal habe ich Generalbaß geschrieben, behufs meiner Metaphysik der Musik, usw.

294.

Zu Frauenstädt, 1846/47.

Ich habe es nicht auf mich genommen, alle Rätsel der Welt zu lösen. Ich habe schon in der „Epiphilosophie“ gesagt, daß wir nicht wissen können, „wie tief im Wesen an sich der Welt die Wurzeln der Individualität gehn?“

295.

Zu Frauenstädt, 1846/47.

Man muß sich durchaus zum Märtyrer seiner Sache machen.

Zu Frauenstädt, 1846/47.

Man sieht es meinem Kopfe an, daß ich viel in meinem Leben gearbeitet habe. Die Arbeit ist mir aus dem Gesichte zu lesen. Ein Engländer hat mir einst an der Table d'hote gegenüber gefessen, ohne mich zu kennen, und nachdem er mich eine Weile aufmerksam angesehen, sagte er: Herr, Sie müssen ein großes Werk vollendet haben.

Zu Frauenstädt, als dieser wissenschaftliche Werke von subjektiven Polemiken befreit wünschte, 1846/47.

Ja, in der Jugend ist man so erhaben; aber im Alter wird's anders. Ich habe 25 Jahre lang diese Erhabenheit besessen und habe geschwiegen; aber jetzt will ich sie ganz kaltblütig züchtigen. Auch fassen Sie mit Ihrem Gleichnis von der Frucht, die man unter Prügeln darreicht, die Sache ganz falsch auf; denn erstlich schreibe ich nicht für die Philosophie-Professoren, die ich züchtige, zweitens ist die Peitsche, mit der ich sie durchprügle, keine gemeine Karbatsche, sondern

vergoldet und mit seidener Schnur umwickelt, ähnlich der seidenen Schnur, die der Sultan zum Erdroffeln schickt. Es geht dabei Alles noch ganz anständig ab.

298.

Zu Frauenstädt, 1846/47.

Es ist nicht ausgemacht, daß der Wille als Ding an sich unveränderlich ist, also ewig wollen muß; nur von der Erscheinung des Willens, dem empirischen Charakter, gilt die Unveränderlichkeit.

299.

Zu Frauenstädt, 1846/47.

Daß auch bei Solchen, in denen der Wille sich schon verneint hat, bei den Heiligen, das Leben des Organismus doch noch eine Weile fortbesteht, dafür haben die Orientalen das Gleichnis, ein Solcher sei wie die Töpferscheibe, die sich noch eine Weile dreht, nachdem der Töpfer schon aufgehört hat, zu arbeiten.

300.

Zu Frauenstädt, 1846/47.

Der Optimismus ist unhaltbar. Was sie „Verklärung des Willens“ nennen, d. h. Verbesserung, ist unmöglich. Es bleibt nur die Wahl zwischen Bejahung und Verneinung des Willens.

301.

Zu Frauenstädt, 1846/47.

Die Wurzel in uns ist das Schlechte, darum ist das Gute immer, wie das Gold, versezt; es kommt nie rein vor.

302.

Zu Frauenstädt, 1846/47.

Es sind immer edle Seelen, deren Weltanschauung pessimistisch ist.

303.

Mit Frauenstädt, Auswanderern, in Lumpen gehüllt, beegend, 1846/47.

Wenn man dieses sieht, da faßt Einen wieder der ganze Jammer des Lebens an. Wenn man erwägt,

wie ungeheuer die Vorrichtungen in dieser Welt sind, und wie erbärmlich dagegen das Resultat, so kann man keine Loblieder anstimmen. . . . (Mit tiefem nach innen gewendetem Blick.) Es konnte aber auch nicht anders sein. Man denke sich den Willen, der eine solche Welt mit ungeheurer Kraft hervorbringt, in Einem Individuo komprimiert, und das Wehe müßte unendlich größer sein, als jetzt, wo es sich unter so viele verteilt.

304.

Zu Frauenstädt, 1846/47.

Das Genie ist individuell, es lassen sich also neben Mozart und Beethoven sehr gut noch Andere denken, die mit neuen, eigentümlichen Produktionen hervortreten werden. Auch ist zu bedenken, daß das Menschengeschlecht im ganzen noch sehr jung ist. Anders freilich verhält es sich mit der Philosophie; diese muß doch endlich einmal in eine Spitze auslaufen, einen Gipfel erreichen.

305.

Zu Frauenstädt, 1846/1847.

Über mich kann man wohl in der Breite, aber nicht in der Tiefe hinaus.

306.

Zu Frauenstädt, 1846/47.

In meiner Jugend, als ich mein Werk vollendet hatte, wollte ich mir eine Sphinx, die sich in den Abgrund stürzt, auf mein Pestschaft stechen lassen; denn ich war überzeugt, das Rätsel der Welt gelöst haben.

307.

Auf Frauenstädt's Frage, ob er in jungen Jahren viel gelitten habe und darum Pessimist geworden sei, 1846/47.

Gar nicht; sondern ich war als Jüngling immer sehr melancholisch und einmal, ich mochte ungefähr 18 Jahr alt sein, dachte ich, noch so jung bei mir: Diese Welt soll ein Gott gemacht haben? Nein, eher ein Teufel. — Ich habe freilich schon viel in der Erziehung, durch die Härte meines Vaters, zu leiden gehabt.

308.

Zu Frauenstädt, über das Genie, 1846/47.

Das konnt' aber auch nur Einer wie ich, das Kapitel über das Genie mit dem Affen schließen.

Zu Frauenstädt, über das hohe Alter genialer Männer, 1846/47.

Es ist, als ob hier die Natur einen solchen Intellekt, der ihr zu selten gelingt, nicht sobald wieder fahren lassen wollte, da derselbe doch durch den Tod zerstört wird. Auch entstehen gewöhnlich erst im Alter die reifsten Werke. Denn bis zum 35. Jahre müssen zwar die Ideen, die Grundgedanken gesammelt und eingetragen sein; aber die Verarbeitung und Beherrschung dieses Stoffes ist doch erst das Werk des spätern Alters.

Zu Frauenstädt, wie die Genies in die Welt kämen, 1846/47.

Für sich freilich nicht, aber für die Menschheit kommen sie in die Welt, um sie aus Rohheit und Barbarei zu erlösen. Abgesehen von dem Genuß, den die Genies an sich selbst haben, sind sie doch eigentlich nur die Kreuzträger der Menschheit. Auch ich bin ein solcher Kreuzträger. Ich habe mein Leben lang mein Kreuz getragen und habe dessen Druck gefühlt.

311.

Zu Frauenstädt, 1846/47.

Als ob die Philosophie Sache einer Nation wäre! Cartesius, Kant und solche Geister gehören dem Menschengeschlechte an, und es ist ganz gleich, ob sie in Frankreich oder in Deutschland gelebt haben. Was hat die Philosophie mit der Nationalität zu tun?

312.

Zu Frauenstädt, über Spinoza, 1846/47.

Die Juden sind alle viel heiterer als andere Nationen, sind im Ganzen, trotz des schweren Druckes, der auf ihnen liegt, eine heitere lebenslustige Nation, und Spinoza war immer heiter.

313.

Zu Frauenstädt, über das ehrliche Aussehen des Cartesius, 1846/47.

Ehrlich muß Einer aber auch sein, wenn er etwas Großes leisten will. Alle großen Geister waren ehrlich.

314.

Zu Frauenstädt, 1846/47.

Die Philosophieprofessoren sind nur darum so unwissend und lernen nichts, weil sie zu viel treiben, Amtsgeschäfte, Politik, Reisen usw. Wer was lernen will, darf nichts treiben.

315.

Zu Frauenstädt, über Goethes Charakter, 1846/47.

Ein Egoist ist dieser Goethe gewesen, das ist wahr.

316.

Zu Frauenstädt, 1846/47.

Wenn man in der Dresdner Galerie sich den heiligen Franziskus von Assisi ansieht, so schaut er uns aus dem Bilde an, als ob er sagen wollte: Ich habe überwunden, es ist vorbei, es ist ja Alles nichts, Alles Spaß. So selig sieht er uns an.

317.

Zu Frauenstädt, 1846/47.

Jetzt sind die Leute so roh geworden, daß sie im

Theater nur sehen, nicht mehr hören wollen. Daher ist in den neuesten Komödien fast lauter Handlung und nur wenig Dialog. In den älteren guten Komödien, z. B. den Molièreschen, ist viel Dialog.

318.

Zu Frauenstädt, 1846/47.

Die Leute langweilen sich, und aus Langeweile greifen sie in der Literatur nach allem Schlechten. Wo nur Einer was Neues gemacht hat, da wird es gleich in alle Sprachen übersetzt und, ist es eine Komödie oder Posse, überall gespielt. Da glauben sie dann, was Rechtes zu haben.

319.

Zu Frauenstädt, 1846/47.

Glauben Sie, daß man sich jeden Augenblick Rechenschaft ablegen kann über das, was man gemacht hat? ich wundere mich selbst manchmal darüber, wie ich das Alles habe machen können. Denn im gewöhnlichen Leben ist man gar nicht das, was man in den erhöhten Momenten der Produktion ist.

320.

Zu Frauenstädt, über Plagiate, 1846/47.

Es gibt unbewußte Plagiate, wenn wir das Gelesene behalten haben, nachher aber vergessen, wo wir es herhaben und es für das unsrige halten und ausgeben.

321.

Zu Frauenstädt, über den Ruhm, 1846/47.

Ich bin bei Abfassung meiner Werke durchaus nicht auf Ruhm ausgegangen, habe an Ruhm nicht gedacht, sondern bin lediglich der innern Nothwendigkeit meiner Natur gefolgt; gemäß dem spanischen Wort, daß man unbekümmert um die Folgen handeln soll als der, der man ist.

322.

Zu Frauenstädt, über den Ruhm, 1846/47.

Ich habe das Buch des Dsorius de Gloria gelesen. Dieser meint, um Ruhm zu erlangen, dürfe man ihn nicht suchen. Dagegen ist auch zu beachten, was ein Franzose gesagt hat, daß man, um das Gute in Ruf zu bringen, dieselben Mittel anwenden müsse, wie die

Gamaraderien, um das Schlechte in Schwung zu bringen; nur daß alsdann das Gute oben bleibt, das Schlechte hingegen fällt.

323.

Zu Frauenstädt, über die Ruhmsucht,
1846/47.

Jedes Lebensalter hat seine Leidenschaft, in jedem wirft sich der Wille auf einen andern Gegenstand. In der Jugend ist es die Liebe, im Mannesalter Macht und Besitz, im Greisenalter der Ruhm. Wenn bei den Greisen schon alles Andere weg ist, so haben sie doch dieses Eine, die Ruhmsucht. Daher kann man selbst in den niedrigsten Ständen sehen, wie ruhmredig die Greise sind, wie sie gern von ihren vergangenen Heldentaten und ihrer ehemaligen Glorie erzählen. Auch hat wohl jeder einmal in seinem Leben einen Freuden- und Ehrentag gehabt, dessen er sich rühmen kann.

324.

Zu Frauenstädt, 1846/47.

Nichts ist widerlicher, als ein Alter, dem man es ansieht, daß es sein Leben lang weiter nichts getan

hat, als gefressen und gesoffen Die dumm und viehisch aussehenden Greise sind ekelhaft wie die Schweine.

325.

Zu Frauenstädt, 1846/47.

Da schimpfen sie in einem fort auf die Regierungen, als ob die Regierungen schuld wären an allem Elend. Nein, das Elend folgt unvermeidlich aus der menschlichen Natur. Der Mensch ist durch seinen Willen zum Elend prädestiniert.

326.

Zu Frauenstädt, 1846/47.

Wenn man den Buddhismus aus seinen Quellen studiert, da wird es einem hell im Kopfe; da ist gar nicht das dumme Gerede von der Welt, aus Nichts geschaffen, und von einem persönlichen Keil, der sie gemacht hat. Psui über diesen Schmutz!

327.

Zu Frauenstädt, 1846/47.

Die Buddhisten sind meine Glaubensgenossen; wenn

ich am Sterben sein werde, werde ich in meiner bud-
dhaisischen Bibel lesen.

328.

Zu Frauenstädt, 1846/47.

Wenn es keine Hunde gäbe, möchte ich nicht leben.

329.

Zu Frauenstädt, über die Shakespeare-
übersetzer, 1846/47.

Sie verstehen kein Englisch, die Schweine.

330.

Zu Frauenstädt, als ihm ein Geistlicher
eine Predigt über Tierquälerei widmete,
1846/47.

Versteht sich! Das bringt mich zu Ehren: wenn
sich die Damen und Pfaffen meiner annehmen, dann
kann mir's nicht mehr fehlen.

331.

Zu Frauenstädt, 1846/47.

Die meisten Bücher werden wieder vergessen. Bleibenden Eindruck machen nur diejenigen, wo der Autor sich selbst ganz hineingelegt hat. In allen großen Werken ist der Autor selbst ganz wieder zu finden. In meinem Werke stecke ich selbst ganz.

332.

Zu Frauenstädt, 1846/47.

Nach meinem Tode kann man meine Briefe drucken lassen, wenn man will; überhaupt nach meinem Tode können sie sich über mich lustig machen, so viel sie wollen.

333.

Zu Frauenstädt, über Fichte, 1846/47.

Fichte gehört nicht zu den Männern der Werke, sondern zu den Latenmännern, den praktischen Talentmännern. Diese haben nicht, wie die Genies, die Richtung auf ein über die Zeitinteressen erhabenes Ziel, sondern treiben, was gerade an der Zeit ist.

334.

Zu Frauenstädt, 1846/47.

Der Inhalt der Geschichte sind die europäischen
Katzbalgereien.

335.

Zu Frauenstädt, auf den Rat, die Pa-
rerga Humboldt zu senden.

Ich, meine Werke dem Compiler zu Füßen legen?
Sie trauen mir mehr Demut zu, als ich besitze. Die
Speichelleckerei der Gelehrten gegen ihn ist ekelhaft,
zumal wenn sie seinen schönen Stil bewundern. Das
hat etwas ganz specifisch Langweiliges, in seiner brei-
ten Wohlgesetztheit. Mit welcher irgend wichtigen all-
gemeinen Wahrheit Humboldt die Menschheit berei-
chert hat, habe ich noch zu lernen. Was soll mir sein
Einfluß? Ich verlange Nichts.

336.

Zu Frauenstädt.

Ich habe wohl gelehrt, was ein Heiliger ist, bin
aber selbst kein Heiliger.

Zu Frauenstädt, über Karl Iken.

Er war, was Jean Paul ein passives Genie nennt; er hatte große Empfänglichkeit für alles ästhetische, konnte aber selbst nichts machen.

An Frauenstädt, 2. März 1848.

Bin ich erst tot, dann sind meine Sachen auch Honorar wert; früher schwerlich. Wird aber wohl nichts daraus werden, da ich mit meiner imperturbablen Gesundheit und Kraft wohl noch manches schlechte Jahr zu erleben habe. Ist mit mir alles beim alten: der Alma grüßt schönstens. Aber was haben wir erlebt! Denken Sie sich, am 18. September eine Barrikade auf der Brücke und die Schurken bis dicht vor meinem Hause stehend, zielend und schießend auf das Militär in der Fahrgasse, dessen Gegenschüsse das Haus erschüttern; plötzlich Stimmen und Gepolter an meiner verschlossenen Stubentüre: ich, denkend, es sei die souveräne Kanaille, verrammle die Tür mit der Stange: jetzt geschehn gefährliche Stöße gegen dieselbe: endlich die feine Stimme meiner Magd: „Es sind nur einige Österreicher!“ Sogleich

öffne ich diesen werthen Freunden: zwanzig blauhosi-
ge Stockböhmern stürzen herein, um aus meinen Fenstern
auf die Souveränen zu schießen; besinnen sich aber
bald, es ginge vom nächsten Hause besser. Aus dem
ersten Stock rekognosziert der Offizier das Pack hinter
der Barrikade: sogleich schicke ich ihm den großen
doppelten Operngucker, mit dem Sie einst den Ballon
sahn...

339.

An Frauenstädt, 11. Juni 1848.

Alle Fürsten haben die Maxime, nichts zu geben,
darum sie nicht gebeten sind.

340.

An von Quandt, 28. Januar 1849.

Ich habe zuletzt den politischen Kampfplatz in mei-
ner Ihnen wohlbekannten Studierstube gehabt, als
solche von 20 Stockböhmern besetzt wurde, die von
da aus auf die Barrikaden schießen wollten. Welche
angenehme Diversion für einen Philosophen! Der
Himmel befreie uns von aller Freiheit!

An Frau Mertens=Schaafhausen über seinen Eintrag in das Goethe=Album, 27. November 1849.

Goethe war dämonisch getrieben, als er, in meinem 25. Jahre mich persönlich zu seinem Schüler (in der Farbenlehre) machte, und sich keine Mühe verdrießen ließ, mich zu überzeugen. Er hat sich einen Rächer des Unbilds erzogen und sieht er von oben herab in unser Album, so werden ihn alle Lobhudeleien der übrigen Notabeln zusammen genommen nicht halb so sehr freuen, als mein daselbst aufziehendes Donnerwetter. (Er sagt: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“) Ich kriege mit der Zeit auch Autorität. Man muß nur hübsch alt werden, da gibt sich Alles.

An Frauenstädt, 9. Dezember 1849.

Meinen teuren, lieben, großen, schönen Pudel habe ich verloren: er ist vor Altersschwäche gestorben, nicht ganz zehn Jahre alt. Hat mich inniglich betrübt und lange.

343.

An Frauenstädt, 16. September 1850.

Selbstverlag habe ich auf immer verschworen, und mit dem posthumo kann es noch eine gute Weile anstehn: denn meine Gesundheit ist vortrefflich, und ich bin noch so rasch, als da ich Sie einst in Nacht, Schnee und Sturm spazieren schleppte.

344.

An Frauenstädt, 30. September 1850.

Aus dem Ärmel schütteln lassen Sachen wie meine sich nicht. Wo gibt es, in der deutschen Literatur, ein Buch, welches man aufschlagen kann, wo man will, und gleich mehr Gedanken empfängt, als man zu fassen vermag, — wie mein 2ter Band der Welt a. W. u. B.? (Pfui, Alter, renommiere nicht!)

345.

An Frauenstädt, bei Abschließung der Parerga, 23. Oktober 1850.

Ich bin wirklich froh, die Geburt meines letzten Kindes noch zu erleben, womit ich meine Mission auf

185

dieser Welt vollbracht sehe. Wirklich fühle ich jetzt eine Last, die ich seit meinem 24. Jahre getragen und schwer gespürt habe, von mir genommen. Das kann sich keiner denken wie es ist.

346.

An Frauenstädt, 23. Oktober 1850.

Das ist das Empörende, daß, wenn große Köpfe mit der Arbeit eines ganzen Lebens, einen Gegenstand ins reine bringen, solche Sudler und Handwerksmenschen kommen, von vorn anfangen, als wäre nichts geschehen, und ihre Geleien zu Märkte bringen.

347.

An Frauenstädt, 23. Oktober 1850.

Es ist überhaupt an gar kein Verständnis des menschlichen Wesens zu denken, solange man nicht die radikale Verschiedenheit des Willens vom Intellekt und die sekundäre Natur dieses letztern erkennt. Sehn Sie, man kann nicht Gott und dem Teufel zugleich dienen: man muß konsequent und entschieden sein: man muß eine Überzeugung haben und sie aussprechen, und nicht sackeln und irrlichterlieren.

Aus den Parerga und Paralipomena.

Einige Bemerkungen über meine eigene Philosophie.

Ohne alle Aufmunterung von außen hat die Liebe zu meiner Sache ganz allein, meine vielen Tage hindurch, mein Streben aufrecht gehalten und mich nicht ermüden lassen: mit Verachtung blicke ich dabei auf den lauten Ruhm des Schlechten. Denn beim Eintritt ins Leben hatte mein Genius mir die Wahl gestellt, entweder die Wahrheit zu erkennen, aber mit ihr Niemanden zu gefallen; oder aber, mit den Andern das Falsche zu lehren unter Anhang und Beifall: mir war sie nicht schwer geworden.

Über die Universitätsphilosophie.

Man kann die Denker einteilen in solche, die für sich selbst, und solche, die für Andere denken: diese sind die Regel, jene die Ausnahme. Erstere sind demnach Selbstdenker im zweifachen, und Egoisten im edelsten Sinne des Worts: sie allein sind es, von denen die Welt Belehrung empfängt. Denn nur das

Licht, welches Einer sich selber angezündet hat, leuchtet nachmals auch Andern.

350.

O! daß man diesen Spaßphilosophen einen Begriff beibringen könnte von dem wahren und furchtbaren Ernst, mit welchem das Problem des Daseins den Denker ergreift und sein Innerstes erschüttert! Da würden sie keine Spaßphilosophen mehr sein können, nicht mehr, mit Gelassenheit, müßige Glausen aushecken, vom absoluten Gedanken, oder vom Widerspruch, der in allen Grundbegriffen stecken soll, noch mit beneidenswertem Genügen sich an hohlen Nüssen setzen, wie „die Welt ist das Dasein des Unendlichen im Ewigen“ und „der Geist ist der Reflex des Unendlichen im Endlichen“ usw.

351.

Aus den Aphorismen zur Lebensweisheit.

Was den Unterschied im Loose der Sterblichen begründet, läßt sich auf drei Grundbestimmungen zurückführen. Sie sind:

1. Was Einer ist: also die Persönlichkeit im weitesten Sinne. Sonach ist hierunter Gesundheit, Kraft, Schönheit, Temperament, moralischer Charakter, Intelligenz und Ausbildung derselben begriffen.

2. Was Einer hat: also Eigentum und Besitz in jeglichem Sinne.

3. Was Einer vorstellt: unter diesem Ausdruck wird bekanntlich verstanden, was er in der Vorstellung Anderer ist, also eigentlich, wie er von ihnen vorgestellt wird. Es besteht demnach in ihrer Meinung von ihm, und zerfällt in Ehre, Rang und Ruhm.

352.

Zu den ächten persönlichen Vorzügen, dem großen Geiste, oder großen Herzen, verhalten sich alle Vorzüge des Ranges, der Geburt, selbst der königlichen, des Reichthums u. dgl. wie die Theaterkönige zu den wirklichen.

353.

Die Welt, in der Jeder lebt, hängt zunächst ab von seiner Auffassung derselben, richtet sich daher nach der Verschiedenheit der Köpfe. Diesergemäß wird sie arm, schal und flach, oder reich, interessant und be-

deutungsvoll ausfallen. Während z. B. Mancher den Andern beneidet um die interessanten Begebenheiten, die ihm in seinem Leben aufgestoßen sind, sollte er ihn vielmehr um die Auffassungsgabe beneiden, welche jenen Begebenheiten die Bedeutsamkeit verlieh, die sie in seiner Beschreibung haben: denn dieselbe Begebenheit, welche in einem geistreichen Kopfe sich so interessant darstellt, würde, von einem flachen Alltagskopf aufgefaßt, auch nur eine schale Szene aus der Alltagswelt sein.

354.

Alle Pracht und Genüsse, abgespiegelt im dumpfen Bewußtsein eines Tropfs, sind sehr arm gegen das Bewußtsein des Cervantes, als er in einem unbequemen Gefängnisse den Don Quijote schrieb.

355.

Auf der Bühne spielt einer den Fürsten, ein Anderer den Rat, ein Dritter den Diener, oder den Soldaten, oder den General u. s. f. Aber diese Unterschiede sind bloß im äußern vorhanden, im Innern, als Kern einer solchen Erscheinung, steckt bei Allen das Selbe: ein armer Komödiant, mit seiner Plage und

Not. Im Leben ist es auch so. Die Unterschiede des Ranges und Reichthums geben jedem seine Rolle zu spielen; aber keineswegs entspricht dieser eine innere Verschiedenheit des Glücks und Behagens, sondern auch hier steckt in jedem derselbe arme Tropf, mit seiner Not und Plage, die wohl dem Stoffe nach bei Jedem eine andere ist, aber der Form, d. h. dem eigentlichen Wesen nach, so ziemlich bei allen dieselbe; wenn auch mit Unterschieden des Grades, die sich aber keineswegs nach Stand und Reichthum, d. h. nach der Rolle richten.

356.

Unser Glück hängt ab von dem, was wir sind, von unserer Individualität; während man meistens nur unser Schicksal, nur das, was wir haben, oder was wir vorstellen, in Anschlag bringt. Das Schicksal aber kann sich bessern: zudem wird man, bei innerem Reichthum, von ihm nicht viel verlangen: hingegen ein Tropf bleibt ein Tropf, ein stumpfer Klotz ein stumpfer Klotz, bis an sein Ende, und wäre er im Paradiese und von Houris umgeben.

Ein aus vollkommener Gesundheit und glücklicher Organisation hervorgehendes, ruhiges und heiteres Temperament, ein klarer, lebhafter, eindringender und richtig fassender Verstand, ein gemäßigter, sanfter Wille und demnach ein gutes Gewissen, dies sind Vorzüge, die kein Rang oder Reichthum ersetzen kann. Denn was einer für sich selbst ist, was ihn in die Einsamkeit begleitet und was Keiner ihm geben, oder nehmen kann, ist offenbar für ihn wesentlicher, als Alles, was er besitzen, oder auch was er in den Augen Anderer sein mag. Ein geistreicher Mensch hat, in gänzlicher Einsamkeit, an seinen eigenen Gedanken und Phantasien vortreffliche Unterhaltung, während von einem Stumpfen die fortwährende Abwechslung von Gesellschaften, Schauspielen, Ausfahrten und Lustbarkeiten, die marternde Langweile nicht abzuwehren vermag. Ein guter, gemäßigter, sanfter Charakter kann unter dürftigen Umständen zufrieden sein; während ein begehrllicher, neidischer und böser es bei allem Reichthum nicht ist. Nun aber gar dem, welcher beständig den Genuß einer außerordentlichen, geistig eminenten Individualität hat, sind die Meisten der allgemein angestrebten Genüsse ganz überflüssig, ja, nur störend und lästig.

Eigentlicher Reichtum, d. h. großer Überfluß, vermag wenig zu unserm Glück; daher viele Reiche sich unglücklich fühlen; weil sie ohne eigentliche Geistesbildung, ohne Kenntnisse und deshalb ohne irgend ein objektives Interesse, welches sie zu geistiger Beschäftigung befähigen könnte, sind.

Die Quelle der heillosen Verschwendung, mittelst welcher so mancher, reich ins Leben tretende Familiensohn, sein großes Erbteil oft in unglaublich kurzer Zeit durchbringt, ist wirklich keine andere, als nur die Langeweile, welche aus der eben geschilderten Armut und Leere des Geistes entspringt. So ein Jüngling war äußerlich reich, aber innerlich arm in die Welt geschickt und strebte nun vergeblich, durch den äußern Reichtum den innern zu ersetzen, indem er alles von außen empfangen wollte, — den Greisen analog, welche sich durch die Ausdünstung junger Mädchen zu stärken suchen. Dadurch führte denn am Ende die innere Armut auch noch die äußere herbei.

360.

Was Einer in sich ist und an sich selber hat, kurz die Persönlichkeit und deren Wert, ist das alleinige Unmittelbare zu seinem Glück und Wohlsein. Alles Andere ist mittelbar; daher auch dessen Wirkung vereitelt werden kann, aber die der Persönlichkeit nie. Darum eben ist der auf persönliche Vorzüge gerichtete Neid der unversöhnlichste, wie er auch der am sorgfältigsten verhehlte ist.

361.

Die Größte aller Torheiten ist, seine Gesundheit aufzuopfern, für was es auch sei, für Erwerb, für Beförderung, für Gelehrsamkeit, für Ruhm, geschweige für Wollust und flüchtige Genüsse: vielmehr soll man ihr Alles nachsehen.

362.

Die unerschöpfliche Regsamkeit der Gedanken, ihr an den mannigfaltigen Erscheinungen der Innen- und Außenwelt sich stets erneuerndes Spiel, die Kraft und der Trieb zu immer andern Combinationen derselben, setzen den eminenten Kopf, die Augenblicke der Ab-

spannung abgerechnet, ganz außer den Bereich der Langenweile.

363.

Der geistreiche Mensch wird vor Allem nach Schmerzlosigkeit, Ungehudeltsein, Ruhe und Muße streben, folglich ein stilles, bescheidenes, aber möglichst unangefochtenes Leben suchen und demgemäß, nach einiger Bekanntschaft mit den sogenannten Menschen, die Zurückgezogenheit und, bei großem Geiste, sogar die Einsamkeit wählen. Denn je mehr Einer an sich selber hat, desto weniger bedarf er von außen und desto weniger auch können die Übrigen ihm sein. Darum führt die Eminenz des Geistes zur Ungefelligkeit.

364.

In der Einsamkeit, als wo Jeder auf sich selbst zurückgewiesen ist, da zeigt sich, was er an sich selber hat: da seufzt der Tropf im Purpur unter der unabwälzbaren Last seiner armsäligen Individualität; während der Hochbegabte die ödste Umgebung mit seinen Gedanken bevölkert und belebt.

365.

Von Andern, von außen überhaupt, darf man in keiner Hinsicht viel erwarten. Was Einer dem Andern sein kann, hat seine sehr engen Grenzen: am Ende bleibt doch Jeder allein, und da kommt es darauf an, wer jetzt allein sei.

366.

Ist doch in der Welt überall nicht viel zu holen: Not und Schmerz erfüllen sie, und auf die, welche diesen entronnen sind, lauert in allen Winkeln die Langeweile. Zudem hat in der Regel die Schlechtigkeit die Herrschaft darin und die Torheit das große Wort. Das Schicksal ist grausam und die Menschen sind erbärmlich. In einer so beschaffenen Welt gleicht der, welcher viel an sich selber hat, der hellen warmen lustigen Weihnachtsstube, mitten im Schnee und Eise der Dezembernacht. Demnach ist eine vorzügliche, eine reiche Individualität und besonders sehr viel Geist zu haben ohne Zweifel das glücklichste Loos auf Erden.

367.

Die großen Geister aller Zeiten sehn wir auf freie Muße den allerhöchsten Wert legen.

Vorhandenes Vermögen soll man betrachten als eine Schutzmauer gegen die vielen möglichen Übel und Unfälle; nicht als eine Erlaubnis oder gar Verpflichtung, die Plaisirs der Welt heranzuschaffen.

Seinen höchsten Wert erlangt das angeborene Vermögen, wenn es dem zugefallen, der mit geistigen Kräften höherer Art ausgestattet, Bestrebungen verfolgt, die sich mit dem Erwerbe nicht wohl vertragen: denn alsdann ist er vom Schicksal doppelt dotiert und kann jetzt seinem Genius leben: der Menschheit aber wird er seine Schuld dadurch hundertfach abtragen, daß er leistet, was kein Anderer konnte und etwas hervorbringt, das ihrer Gesamtheit zu gute kommt, wohl auch gar ihr zur Ehre gereicht.

So unausbleiblich wie die Kage spinnt, wenn man sie streichelt, malt süße Wonne sich auf das Gesicht des Menschen, den man lobt, und zwar in dem Felde seiner Prätension, sei das Lob auch handgreiflich lügenhaft.

Der Eitle sollte wissen, daß die hohe Meinung Anderer, nach der er trachtet, sehr viel leichter und sicherer durch anhaltendes Schweigen zu erlangen ist, als durch Sprechen, auch wenn einer die schönsten Dinge zu sagen hätte. — Stolz ist nicht wer will, sondern höchstens kann, wer will, Stolz affektieren, wird aber aus dieser, wie aus jeder angenommenen Rolle bald herausfallen. Denn nur die feste, innere, unerschütterliche Überzeugung von überwiegenden Vorzügen und besonderm Werte macht wirklich stolz.

Orden sind Wechselbriefe, gezogen auf die öffentliche Meinung; ihr Wert beruht auf dem Kredit des Ausstellers. Inzwischen sind sie, auch ganz abgesehn von dem vielen Gelde, welches sie, als Substitut pekuniärer Belohnungen, dem Staat ersparen, eine ganz zweckmäßige Einrichtung; vorausgesetzt, daß ihre Verteilung mit Einsicht und Gerechtigkeit geschehe. Der große Haufe nämlich hat Augen und Ohren, aber nicht viel mehr, zumal blutwenig Urteilskraft und selbst wenig Gedächtnis. Manche Verdienste liegen ganz außerhalb der Sphäre seines Verständnisses, an-

dere versteht und bejubelt er, bei ihrem Eintritt, hat sie aber nachher bald vergessen. Da finde ich es ganz passend, durch Kreuz oder Stern, der Menge jederzeit und überall zuzurufen: „Der Mann ist nicht eures Gleichen: er hat Verdienste!“ Durch ungerechte, oder urteilslose, oder übermäßige Verteilung verlieren aber die Orden diesen Wert; daher ein Fürst mit ihrer Erteilung so vorsichtig sein sollte, wie ein Kaufmann mit dem Unterschreiben der Wechsel. Die Inschrift *pour le mérite* auf einem Kreuze ist ein Pleonasmus: jeder Orden sollte *pour le mérite* sein, — *ça va sans dire*.

373.

Der Mensch für sich allein vermag gar wenig und ist ein verlassener Robinson: nur in der Gemeinschaft mit den andern ist und vermag er viel.

374.

Auf Ehre hat Jeder Anspruch; auf Ruhm nur die Ausnahmen: denn nur durch außerordentliche Leistungen wird Ruhm erlangt. Diese nun wieder sind entweder Taten, oder Werke; wonach zum Ruhme zwei Wege offen stehn. Zum Wege der Taten

1

befähigt vorzüglich das große Herz; zu dem der Werke der große Kopf. Jeder der beiden Wege hat seine eigenen Vorteile und Nachteile. Der Hauptunterschied ist, daß die Laten vorübergehn, die Werke bleiben. Die edelste Lat hat doch nur einen zeitweiligen Einfluß; das geniale Werk hingegen lebt und wirkt, wohlthätig und erhebend, durch alle Zeiten. Von den Laten bleibt nur das Andenken, welches immer schwächer, entstellter und gleichgültiger wird, allmählich sogar erlöschen muß, wenn nicht die Geschichte es aufnimmt und es nun im petrificierten Zustande der Nachwelt überliefert. Die Werke hingegen sind selbst unsterblich, und können, zumal die schriftlichen, alle Zeiten durchleben.

375.

Was Einer ist, in welcher Art und Weise es auch sei, das ist er zuvörderst und hauptsächlich für sich selbst: und wenn es hier nicht viel wert ist, so ist es überhaupt nicht viel. Hingegen ist das Abbild seines Wesens in den Köpfen anderer etwas Sekundäres, Abgeleitetes und dem Zufall unterworfenes, welches nur sehr mittelbar sich auf das Erstere zurückbezieht. Zudem sind die Köpfe der Menge ein zu elender Schauplatz, als daß auf ihm das wahre Glück seinen

Ort haben könnte. Vielmehr ist daselbst nur ein chimärisches Glück zu finden. Welche gemischte Gesellschaft trifft doch in jenem Tempel des allgemeinen Ruhms zusammen. Feldherren, Minister, Quacksalber, Gaukler, Länzer, Sänger, Millionäre und Juden: ja, die Vorzüge aller dieser werden dort viel aufrichtiger geschätzt, finden viel mehr *estime sentie*, als die geistigen, zumal der hohen Art, die ja bei der großen Mehrzahl nur eine *estime sur parole* erlangen. In eudämonologischer Hinsicht ist also der Ruhm nichts weiter, als der seltenste und köstlichste Bissen für unsern Stolz und unsere Eitelkeit.

376.

Wer nur den Ruhm verdient, auch ohne ihn zu erhalten, besitzt bei weitem die Hauptsache, und was er entbehrt, ist etwas, darüber er sich mit derselben trösten kann. Denn nicht, daß Einer von der urtheilslosen, so oft betörten Menge für einen großen Mann gehalten werde, sondern daß er es sei, macht ihn beneidenswert; auch nicht, daß die Nachwelt von ihm erfahre, sondern daß in ihm sich Gedanken erzeugen, welche verdienen, Jahrhunderte hindurch aufbewahrt und nachgedacht zu werden, ist ein hohes Glück.

Es läßt sich der Punkt nachweisen, wo die Data, wegen der großen Schwierigkeit ihrer Erlangung, für sich allein und ohne daß eine Kombination derselben erfordert wäre, den Ruhm zu begründen hinreichen. Dies leisten Reisen in sehr entlegene und wenig besuchte Länder: man wird berühmt durch das, was man gesehen, nicht durch das, was man gedacht hat. Dieser Weg hat auch noch einen großen Vorteil darin, daß es viel leichter ist, was man gesehen, als was man gedacht hat, Andern mitzuteilen und es mit dem Verständnis sich eben so verhält: demgemäß wird man für das Erstere auch viel mehr Leser finden, als für das Andere.

Aus den Paränesen und Maximen.

Die wirklich gute Gesellschaft ist, überall und notwendig, sehr klein. Überhaupt tragen glänzende, rauschende Feste und Lustbarkeiten stets eine Leere, wohl gar einen Miston im Innern; schon weil sie dem Elend und der Dürftigkeit unsers Daseins laut widersprechen, und der Kontrast erhöht die Wahrheit.

Wer im Getümmel der Geschäfte, oder Vergnügungen, dahinlebt, ohne je seine Vergangenheit zu ruinieren, vielmehr nur immerfort sein Leben abhaspelt, dem geht die klare Besonnenheit verloren: sein Gemüt wird ein Chaos, und eine gewisse Verwirrenheit kommt in seine Gedanken, von welcher alsbald das Abrupte, Fragmentarische, gleichsam Kleingehackte seiner Konversation zeugt. Dies ist um so mehr der Fall, je größer die äußere Unruhe, die Menge der Eindrücke, und je geringer die innere Thätigkeit seines Geistes ist.

Nach längerer Zeit, und nachdem die Verhältnisse und Umgebungen, welche auf uns einwirkten, vorübergegangen sind, vermögen wir nicht, unsere damals durch sie erregte Stimmung und Empfindung uns zurückzurufen und zu erneuern: wohl aber können wir unserer eigenen, damals von ihnen hervorgerufenen Äußerungen uns erinnern. Diese nun sind das Resultat, der Ausdruck und der Maassstab jener. Daher sollte das Gedächtnis, oder das Papier, dergleichen, aus denkwürdigen Zeitpunkten, sorgfältig aufbewahren. Hierzu sind Tagebücher sehr nützlich.

Jede Gesellschaft erfordert notwendig eine gegenseitige Accommodation und Temperatur: daher wird sie, je größer, desto fader. Ganz er selbst sein darf jeder nur, so lange er allein ist: wer also nicht die Einsamkeit liebt, der liebt auch nicht die Freiheit: denn nur wenn man allein ist, ist man frei. Zwang ist der unzertrennliche Gefährte jeder Gesellschaft, und jede fordert Opfer, die um so schwerer fallen, je bedeutender die eigene Individualität ist.

Je höher einer auf der Rangliste der Natur steht, desto einsamer steht er, und zwar wesentlich und unvermeidlich.

Die sogenannte gute Societät läßt Vorzüge aller Art gelten, nur nicht die geistigen, diese sind sogar Kontrebande.

Geistreiche Reden oder Einfälle gehören nur vor geistreiche Gesellschaft: in der gewöhnlichen sind sie

geradezu verhaßt; denn um in dieser zu gefallen, ist durchaus notwendig, daß man platt und borniert sei. In solcher Gesellschaft müssen wir daher, mit schwerer Selbstverleugnung, $\frac{3}{4}$ unsrer selbst aufgeben, um uns den Andern zu verähnlichen.

385.

Es kann Jeder im vollkommensten Einklange nur mit sich selbst stehn; nicht mit seinem Freunde, nicht mit seiner Geliebten: denn die Unterschiede der Individualität und Stimmung führen allemal eine, wenn auch geringe, Dissonanz herbei. Daher ist der wahre, tiefe Friede des Herzens und die vollkommene Gemütsruhe, dieses, nächst der Gesundheit, höchste irdische Gut, allein in der Einsamkeit zu finden und als dauernde Stimmung nur in der tiefsten Zurückgezogenheit. Ist dann das eigene Selbst groß und reich, so genießt man den glücklichsten Zustand, der auf dieser armen Erde gefunden werden mag. Ja, es sei herausgesagt: so eng auch Freundschaft, Liebe und Ehe Menschen verbinden; ganz ehrlich meint Jeder es am Ende doch nur mit sich selbst und höchstens noch mit seinem Kinde.

386.

Je mehr Einer an sich selber hat, desto weniger können Andere ihm sein. Ein gewisses Gefühl von Allgenügsamkeit ist es, welches die Leute von innerm Wert und Reichtum abhält, der Gemeinschaft mit Andern die bedeutenden Opfer, welche sie verlangt, zu bringen, geschweige dieselbe, mit merklicher Selbstverleugnung, zu suchen. Das Gegenteil hiervon macht die gewöhnlichen Leute so gesellig und accommodant: es wird ihnen nämlich leichter, andere zu ertragen, als sich selbst. Noch kommt hinzu, daß was wirklichen Wert hat in der Welt, nicht geachtet wird, und was geachtet wird, keinen Wert hat. Hiervon ist die Zurückgezogenheit jedes Würdigen und Ausgezeichneten der Beweis und die Folge.

387.

„Er ist sehr ungesellig,“ sagt beinahe schon: „er ist ein Mann von großen Eigenschaften.“

388.

Geselligkeit gehört zu den gefährlichen, ja verderblichen Neigungen, da sie uns in Kontakt bringt mit Wesen, deren große Mehrzahl moralisch schlecht und

intellektuell stumpf oder verkehrt ist. Der Ungesellige ist Einer, der ihrer nicht bedarf. An sich selber so viel zu haben, daß man der Gesellschaft nicht bedarf, ist schon deshalb ein großes Glück, weil fast alle unsere Leiden aus der Gesellschaft entspringen, und die Geistesruhe, welche, nächst der Gesundheit, das wesentlichste Element unseres Glückes ausmacht, durch jede Gesellschaft gefährdet wird und daher ohne ein bedeutendes Maß von Einsamkeit nicht bestehen kann. Um des Glückes der Geistesruhe theilhaft zu werden, entsagten die Kyniker jedem Besiz: wer in gleicher Absicht der Gesellschaft entsagt, hat das weiseste Mittel erwählt.

389.

Es ist ein aristokratisches Gefühl, welches den Hang zur Absonderung und Einsamkeit nährt. Alle Lumpen sind gesellig, zum Erbarmen: daß hingegen ein Mensch edlerer Art sei, zeigt sich zunächst daran, daß er kein Wohlgefallen an den übrigen hat, sondern mehr und mehr die Einsamkeit ihrer Gesellschaft vorzieht und dann allmählich, mit den Jahren, zu der Einsicht gelangt, daß es, seltene Ausnahmen abgerechnet, in der Welt nur die Wahl gibt zwischen Einsamkeit und Gemeinheit.

Sich zu mühen und mit dem Widerstande zu kämpfen ist dem Menschen Bedürfnis, wie dem Maulwurf das Graben. Der Stillstand, den die Allgenügsamkeit eines bleibenden Genusses herbeiführte, wäre ihm unerträglich. Hindernisse überwinden ist der Vollgenuß seines Daseins; sie mögen materieller Art sein, wie beim Handeln und Treiben, oder geistiger Art, wie beim Lernen und Forschen: Der Kampf mit ihnen und der Sieg beglückt. Fehlt ihm die Gelegenheit dazu, so macht er sie sich, wie er kann: je nachdem seine Individualität es mit sich bringt, wird er jagen, oder Bilboquet spielen, oder, vom unbewußten Zuge seiner Natur geleitet, Handel suchen, oder Intriguen anspinnen, oder sich auf Betrügereien und allerlei Schlechtigkeiten einlassen, um nur dem ihm unerträglichen Zustande der Ruhe ein Ende zu machen.

Wer unter Menschen zu leben hat, darf keine Individualität, sofern sie doch einmal von der Natur gesetzt und gegeben ist, unbedingt verwerfen; auch nicht die schlechteste, erbärmlichste, oder lächerlichste. Er hat sie vielmehr zu nehmen, als ein unabänder-

liches, welches, in Folge eines ewigen und metaphysischen Prinzips, so sein muß, wie es ist, und in den argen Fällen soll er denken: „es muß auch solche Käuze geben.“ Hält er es anders, so tut er Unrecht und fordert den andern heraus, zum Kriege auf Tod und Leben.

392.

Die eigentlichen großen Geister horsten, wie die Adler, in der Höhe, allein.

393.

Alle Geister sind dem unsichtbar, der keinen hat: und jede Wertschätzung ist ein Produkt aus dem Werte des Geschätzten mit der Erkenntnisphäre des Schätzers. Hieraus folgt, daß man sich mit Jedem, mit dem man spricht, nivelliert, indem alles, was man vor ihm voraushaben kann, verschwindet und sogar die dazu erforderte Selbstverleugnung völlig unerkannt bleibt. Erwägt man nun, wie durchaus niedrig gesinnt und niedrig begabt, also wie durchaus gemein die meisten Menschen sind, so wird man einsehen, daß es nicht möglich ist, mit ihnen zu reden, ohne, auf solche Zeit selbst gemein zu werden, und dann wird man

den eigentlichen Sinn und das Treffende des Ausdrucks „sich gemein machen“ gründlich verstehen, jedoch auch gern jede Gesellschaft meiden, mit welcher man nur mittelst der partie honteuse seiner Natur kommunizieren kann.

394.

Die meisten Menschen sind so subjektiv, daß im Grunde nichts Interesse für sie hat, als ganz allein sie selbst. Daher kommt es, daß sie bei Allem, was gesagt wird, sogleich an sich denken und jede zufällige, noch so entfernte Beziehung auf irgend etwas ihnen persönliches ihre ganze Aufmerksamkeit an sich reißt und in Besitz nimmt; so daß sie für den objektiven Gegenstand der Rede keine Fassungskraft übrig behalten; wie auch, daß keine Gründe etwas bei ihnen gelten, sobald ihr Interesse oder ihre Eitelkeit denselben entgegensteht.

395.

Bei manchen geht die Sache so weit, daß sie Geist und Verstand, im Gespräch mit ihnen an den Tag gelegt, oder doch nicht genugsam versteckt, geradezu als eine Beleidigung empfinden, wenngleich sie solche

vor der Hand noch verhehlen; wonach dann aber nachher der Unerfahrene vergeblich darüber nachsinnt und grübelt, wodurch in aller Welt er sich ihren Groll und Haß zugezogen haben könne.

396.

Wie man, in der Regel, keinen Freund dadurch verlieren wird, daß man ihm ein Darlehn abschlägt, aber sehr leicht dadurch, daß man es ihm gibt; ebenso, nicht leicht einen durch stolzes und etwas vernachlässigendes Betragen; aber oft in Folge zu vieler Freundlichkeit und Zuvorkommens, als welche ihn arrogant und unerträglich machen, wodurch der Bruch herbeigeführt wird. Besonders aber den Gedanken, daß man ihrer benötigt sei, können die Menschen schlechterdings nicht vertragen; Übermut und Unmaßung sind sein unzertrennliches Gefolge. Bei einigen entsteht er, in gewissem Grade, schon dadurch, daß man sich mit ihnen abgibt, etwan oft, oder auf eine vertrauliche Weise mit ihnen spricht: alsbald werden sie meinen, man müsse sich von ihnen auch etwas gefallen lassen, und werden versuchen, die Schranken der Höflichkeit zu erweitern. Darum taugen so wenige zum irgend vertrauteren Umgang, und soll man sich

besonders hüten, sich nicht mit niedrigen Naturen gemein zu machen. Faßt nun aber gar Einer den Gedanken, er sei mir viel nötiger, als ich ihm, da ist es ihm sogleich, als hätte ich ihm etwas gestohlen: er wird suchen, sich zu rächen und es wiederzuerlangen. Überlegenheit im Umgang erwächst allein daraus, daß man der Andern in keiner Art und Weise bedarf, und dies sehn läßt. Diesertwegen ist es ratsam, Jedem, es sei Mann oder Weib, von Zeit zu Zeit fühlbar zu machen, daß man seiner sehr wohl entraten könne: das befestigt die Freundschaft, ja, bei den meisten Leuten kann es nicht schaden, wenn man einen Grad Geringschätzung gegen sie, dann und wann, mit einfließen läßt: sie legen desto mehr Wert auf unsere Freundschaft; wer nicht achtet, wird geachtet, sagt ein feines italienisches Sprichwort. Ist aber Einer uns wirklich sehr viel wert; so müssen wir dies vor ihm verhehlen, als wäre es ein Verbrechen. Das ist nun eben nicht erfreulich; dafür aber wahr. Kaum daß Hunde die große Freundlichkeit vertragen, geschweige Menschen.

397.

Vergeben und vergessen heißt gemachte kostbare Erfahrungen zum Fenster hinauswerfen.

398.

Die Wilden fressen einander, und die Zahmen betrügen einander, und das nennt man den Lauf der Welt.

399.

Das Affektieren irgend einer Eigenschaft, das Sich-Brüsten damit, ist ein Selbstgeständnis, daß man sie nicht hat. Sei es Mut, oder Gelehrsamkeit, oder Geist, oder Wiß, oder Glück bei Weibern, oder Reichthum, oder vornehmer Stand, oder was sonst, womit einer groß tut; so kann man daraus schließen, daß es ihm gerade daran in etwas gebricht: denn wer wirklich eine Eigenschaft vollkommen besitzt, dem fällt es nicht ein, sie herauszulegen und zu affektieren, sondern er ist darüber ganz beruhigt.

400.

Das Affektieren wird erkannt, selbst ehe klar geworden, was eigentlich Einer affektiert. Und endlich hält es auf die Länge nicht Stich, sondern die Maske fällt ein Mal ab.

401.

Die Befriedigung der Eitelkeit ist, wie man täglich

sehen kann, ein Genuß, der den Leuten über Alles geht, der jedoch allein mittelst der Vergleichung ihrer selbst mit andern möglich ist. Auf keine Vorzüge aber ist der Mensch so stolz, wie auf die geistigen: beruht doch nur auf ihnen sein Vorrang vor den Tieren. Ihm entschiedene Überlegenheit in dieser Hinsicht vorzuhalten, und noch dazu vor Zeugen, ist daher die größte Verwegenheit. Er fühlt sich dadurch zur Rache aufgefordert und wird meistens Gelegenheit suchen, diese auf dem Wege der Beleidigung auszuführen, als wodurch er vom Gebiete der Intelligenz auf das des Willens tritt, auf welchem wir, in dieser Hinsicht, Alle gleich sind. Während daher in der Gesellschaft Stand und Reichthum stets auf Hochachtung rechnen dürfen, haben geistige Vorzüge solche keineswegs zu erwarten: im günstigsten Fall werden sie ignoriert; sonst aber angesehen als eine Art Impertinenz, oder als etwas, wozu ihr Besitzer unerlaubter Weise gekommen ist und nun sich untersteht, damit zu stolzieren; wofür ihm also irgend eine andertweitige Demütigung angedeihen zu lassen Jeder im Stillen beabsichtigt und nur auf die Gelegenheit dazu paßt. Raub wird es dem demütigsten Betragen gelingen, Verzeihung für geistige Überlegenheit zu erbitten.

Geistige Inferiorität gereicht zur wahren Empfehlung.

Zum Vorwärtskommen in der Welt sind Freundschaften und Kameraderien bei Weitem das Hauptmittel. Nun aber große Fähigkeiten machen allemal stolz und dadurch wenig geeignet, denen zu schmeicheln, die nur geringe haben, ja, vor denen man deshalb die großen verhehlen und verleugnen soll. Entgegengesetzt wirkt das Bewußtsein nur geringer Fähigkeiten: es verträgt sich vortrefflich mit der Demut, Leutseligkeit, Gefälligkeit und Respekt vor dem Schlechten, verschafft also Freunde und Gönner.

Höflichkeit ist Klugheit; folglich ist Unhöflichkeit Dummheit: sich mittelst ihrer unnötiger und mutwilliger Weise Feinde machen ist Raserei, wie wenn man sein Haus in Brand steckt. Denn Höflichkeit ist, wie die Rechenpfennige, eine offenkundig falsche Münze: mit einer solchen sparsam zu sein, beweist Unverstand; hingegen Freigebigkeit mit ihr Verstand.

405.

Wie das Wachs, von Natur hart und spröde, durch ein wenig Wärme so geschmeidig wird, daß es jede beliebige Gestalt annimmt; so kann man selbst störrische und feindselige Menschen, durch etwas Höflichkeit und Freundlichkeit, biegsam und gefällig machen. Sonach ist die Höflichkeit dem Menschen, was die Wärme dem Wachs.

406.

Eine schwere Aufgabe ist freilich die Höflichkeit insofern, als sie verlangt, daß wir allen Leuten die größte Achtung bezeugen, während die allermeisten keine verdienen; sodann, daß wir den lebhaftesten Anteil an ihnen simulieren, während wir froh sein müssen, keinen an ihnen zu haben. — Höflichkeit mit Stolz zu vereinigen, ist ein Meisterstück.

407.

Aller, selbst noch so wohlgemeinter, korrekzioneller Bemerkungen soll man, im Gespräche, sich enthalten: denn die Leute zu kränken ist leicht, sie zu bessern schwer, wo nicht unmöglich.

408.

Auch beim besten Recht dazu lasse man sich nicht zum Selbstlob verführen. Denn die Eitelkeit ist eine so gewöhnliche, das Verdienst aber eine so ungewöhnliche Sache, daß, so oft wir, wenn auch nur indirekt, uns selbst zu loben scheinen, Jeder Hundert gegen Eins wettet, daß was aus uns redet, die Eitelkeit sei, der es am Verstande gebricht, das Lächerliche der Sache einzusehn.

409.

Wenn man argwöhnt, daß Einer lüge, stelle man sich gläubig: da wird er dreist, lügt stärker und ist entlarvt. Merkt man hingegen, daß eine Wahrheit, die er verhehlen möchte, ihm zum Theil entschlüpft, so stelle man sich darüber ungläubig, damit er, durch den Widerspruch provociert, die Arriergarde der ganzen Wahrheit nachrücken lasse.

410.

Es ist geratener, seinen Verstand durch das, was man verschweigt, an den Tag zu legen, als durch das, was man sagt. Ersteres ist Sache der Klugheit, Letzteres der Eitelkeit.

411.

Zorn, oder Haß in Worten, oder Mienen blicken zu lassen, ist unnütz, ist gefährlich, ist unklug, ist lächerlich, ist gemein. Man darf also Zorn, oder Haß, nie anders zeigen, als in Thaten. Letzteres wird man um so vollkommener können, als man Ersteres vollkommener vermieden hat. — Die kaltblütigen Tiere allein sind die giftigen.

412.

Unsere Maxime aber sei: opfere den bösen Dämonen!

413.

Nicht wer grimmig, sondern wer klug dareinschaut, sieht furchtbar und gefährlich aus: — so gewiß des Menschen Gehirn eine furchtbarere Waffe ist, als die Klaue des Löwen.

414.

Vom Unterschiede der Lebensalter.

Je älter wir werden, desto mehr ökonomisieren wir unsere Zeit. Denn im spätern Alter erregt jeder verlebte Tag eine Empfindung, welche der verwandt ist,

die bei jedem Schritt ein zum Hochgericht geführter Delinquent hat.

415.

Nur wer alt wird, erhält eine vollständige und angemessene Vorstellung vom Leben, indem er es in seiner Ganzheit und seinem natürlichen Verlauf, besonders aber nicht bloß, wie die Übrigen, von der Eingangs-, sondern auch von der Ausgangsseite übersieht, wodurch er dann besonders die Nichtigkeit desselben vollkommen erkennt; während die übrigen stets noch in dem Wahne befangen sind, das Rechte werde noch erst kommen.

416.

Aus den Parerga und Paralipomena II.
Über den Intellekt.

Der Intellekt ist, von Hause aus, ein saurerer Arbeit obliegender Manufakturlohnling, den sein vielfordernder Herr, der Wille, vom Morgen bis in die Nacht beschäftigt hält. Kommt aber dennoch dieser getriebene Frohnknecht ein Mal dazu, in einer Feierstunde, ein Stück von seiner Arbeit freiwillig, aus eigenem Antrieb und ohne Nebenabsicht, bloß zu eigener Befriedigung und Ergözung zu verfertigen; dann ist

dies ein ächtes Kunstwerk, ja, wenn hoch getrieben, ein Werk des Genies.

417.

Dem Genie benimmt die ganz abnorme Erhöhung der Erkenntniskräfte die Möglichkeit, seine Zeit durch das bloße Dasein und dessen Zwecke auszufüllen: sein Geist bedarf beständiger und starker Beschäftigung. Daher mangelt ihm jene Gelassenheit im Durchführen der breiten Szenen des Alltagslebens und jenes behagliche Aufgehn in diesem, wie es den gewöhnlichen Menschen gegeben ist, die sogar den bloß ceremoniellen Teil desselben mit wahren Wohlgefallen durchmachen. Demgemäß ist denn auch für das gewöhnliche praktische Leben, als welches den bloß normalen Geisteskräften angemessen ist, das Genie eine schlechte Ausstattung und, wie jede Abnormität, ein Hindernis.

418.

Kein Unterschied des Standes, des Ranges, der Geburt, ist so groß, wie die Kluft zwischen den zahllosen Millionen, die ihren Kopf nur als einen Diener des Bauches, d. h. als ein Werkzeug zu den Zwecken des Willens betrachten und gebrauchen, — und den

so äußerst Wenigen und Seltenen, welche den Mut haben, zu sagen: Nein, er ist zu gut dazu: er soll bloß zu seinen eigenen Zwecken tätig sein, also zur Auffassung des wunderbaren und bunten Schauspiels dieser Welt, um solches nachher wieder zu geben, in dieser oder jener Art, als Bild oder als Erklärung, nach Beschaffenheit des jedesmaligen Individui, das ihn trägt. Dies sind die wahrhaft Edeln, die eigentliche Noblesse der Welt.

419.

Ein Gelehrter ist, wer viel gelernt hat; ein Genie der, von dem die Menschheit lernt, was er von Keinem gelernt hat. — Daher sind die großen Geister, von denen auf hundert Millionen Menschen kaum Einer kommt, die Leuchttürme der Menschheit, ohne welche diese sich in das gränzenlose Meer der entsetzlichen Irrtümer und der Verwilderung verlieren würde.

420.

Wer von seinem Zeitalter Dank erleben will, muß mit demselben gleichen Schritt halten. Dabei aber kommt nie etwas Großes zustande. Wer dieses beabsichtigt, muß daher seine Blicke auf die Nachwelt richten und,

mit fester Zuversicht, für diese sein Werk ausarbeiten; wobei es freilich kommen kann, daß er seinen Zeitgenossen unbekannt bleibt und dann dem zu vergleichen ist, der, genötigt sein Leben auf einer wüsten Insel zuzubringen, daselbst mühsam ein Denkmal errichtet: künftigen Seefahrern die Kunde von seinem Dasein zu überliefern.

421.

Was ein Mann von Genie vor den Andern voraus hat, ist nicht auf die Tätigkeit seiner höchsten Kräfte beschränkt. Sondern wie ein außerordentlich wohlgebauter, gelenker und behender Mensch alle seine Bewegungen mit ausnehmender Leichtigkeit, ja, mit Wohlbehagen vollzieht, indem er an der Tätigkeit, zu der er so besonders glücklich ausgestattet ist, unmittelbare Freude hat, dieselbe daher auch oft zwecklos ausübt; wie er ferner, nicht bloß als Seil-, oder Solotänzer, die Sprünge macht, die keinem andern ausführbar sind, sondern auch in den leichtern Tanzschritten, welche Andere ebenfalls machen, ja selbst im bloßen Gange, durchweg seine seltene Federkraft und Behendigkeit verrät — so wird ein wahrhaft überlegener Geist nicht bloß Gedanken und Werke hervorbringen, die von keinem Andern je ausgehn könnten, und wird nicht in

diesen allein seine Größe zeigen; sondern indem das Erkennen und Denken selbst ihm eine natürliche und leichte Tätigkeit ist, wird er sich in derselben allezeit gefallen, wird daher selbst das Geringere, auch andern Erreichbare, auch leichter, schneller, richtiger als sie, auffassen, wird daher an jeder erlangten Kenntniss, jedem gelösten Problem, jedem sinnreichen Gedanken, sei er nun eigen oder fremd, unmittelbare lebhaftere Freude haben; weshalb denn auch sein Geist, ohne weitern Zweck, fortwährend tätig ist, und ihm dadurch zu einer stets fließenden Quelle des Genusses wird; so daß die Langeweile, dieser beständige Hausteufel der Gewöhnlichen, sich ihm nicht nähern kann. Dazu kommt, daß die Meisterwerke der ihm verhergegangenen oder gleichzeitigen großen Geister eigentlich nur für ihn ganz da sind.

422.

So groß, so bewunderungswürdig, so unterhaltend der Verfasser unsterblicher Werke seiner langen Nachwelt erscheint; so klein, so erbärmlich, so ungenießbar müssen ihm, während er lebte, die andern Menschen erschienen sein.

423.

Bescheidenheit in einem großen Geiste würde den

Leuten wohl gefallen: nur ist sie leider eine *contradictio in adjecto*. Ein solcher nämlich müßte den Gedanken, Meinungen und Ansichten, wie auch der Art und Manier der Andern, und zwar jener Andern, deren Zahl Legio ist, Vorzug und Wert vor seinen eigenen einräumen, und diese, stets sehr davon abweichenden, jenen unterordnen und anbequemen, oder auch sie ganz unterdrücken, um jene walten zu lassen. Dann aber würde er eben nichts, oder das Selbe, hervorbringen und leisten, was auch die Andern. Das Große, Aechte und Außerordentliche kann er vielmehr nur hervorbringen, sofern er die Art und Weise, die Gedanken und Ansichten, seiner Zeitgenossen für nichts achtet, ungestört schafft, was sie tadeln, und verachtet, was sie loben. Ohne diese Arroganz wird kein großer Mann.

424.

Petrarka's Haus in Arquä, Tasso's angebliches Gefängnis in Ferrara, Shakespeare's Haus in Stratford nebst seinem Stuhl darin, Goethes Haus in Weimar nebst Mobilien, Kants alter Hut, imgleichen die respectiven Autographen, alle werden von vielen aufmerksam und ehrfurchtsvoll angegafft, welche die Werke der Männer nie gelesen haben. Sie können nun eben

weiter nichts, als gaffen. Bei den Intelligenteren jedoch liegt der Wunsch zum Grunde, die Gegenstände, welche ein großer Geist oft vor Augen hatte, zu sehn, wobei, durch eine seltsame Illusion, die Verwechslung obwaltet, daß sie mit dem Objekt auch das Subjekt zurückbrächten, oder daß von diesem dem Objekt etwas ankleben müßte. Ihnen verwandt sind die, welche eifrig bemüht sind, das Stoffliche der Dichtwerke, z. B. die Faustsage und ihre Litteratur, sodann die realen persönlichen Verhältnisse und Begebenheiten im Leben des Dichters, die zu seinem Werke Anlaß gegeben, zu erforschen und gründlich kennen zu lernen: sie gleichen dem, der im Theater eine schöne Dekoration sieht und nun auf die Bühne eilt, die hölzernen Gerüste, von denen sie getragen wird, zu besichtigen. Beispiele genug geben uns jetzt die kritischen Forscher nach dem Faust und der Faustsage, nach der Friederike in Gesenheim, dem Gretchen in der Weißadlergasse und der Familie der Lotte Werthers usw. Sie belegen die Wahrheit, daß die Menschen nicht für die Form, d. h. die Behandlung und Darstellung, sich interessieren, sondern für den Stoff: sie sind stoffartig. Die aber, welche, statt die Gedanken eines Philosophen zu studieren, sich mit seiner Lebensgeschichte bekannt machen, gleichen denen, welche, statt mit dem Gemälde,

sich mit dem Rahmen beschäftigen, den Geschmack seiner Schnitzerei und den Wert seiner Vergoldung überlegend.

425.

Es ist ein Instinkt ganz eigener Art, vermöge dessen das geniale Individuum getrieben wird, sein Schauen und Fühlen in dauernden Werken auszudrücken, ohne sich dabei eines ferneren Motivs bewußt zu sein. Im Ganzen genommen, geschieht es aus derselben Nothwendigkeit, mit welcher der Baum seine Früchte trägt, und erfordert von außen nichts weiter, als einen Boden, auf dem das Individuum gedeihen kann.

426.

Zur Ethik.

Daß der Mensch, beim Anblick fremden Genusses und Besizes den eigenen Mangel bitterer fühle, ist natürlich, ja, unvermeidlich: nur sollte dies nicht seinen Haß gegen den Beglückteren erregen: gerade hierin aber besteht der eigentliche Neid. Am wenigsten aber sollte dieser eintreten, wo nicht die Gaben des Glückes, oder Zufalls, oder fremder Gunst, sondern die der Natur der Anlaß sind; weil alles Angeborene auf einem metaphysischen Grunde beruht, also eine Be-

rechtiung höherer Art hat, und, so zu sagen, von Gottes Gnaden ist. Aber leider hält der Neid es gerade umgekehrt; er ist bei persönlichen Vorzügen am unverföhnlichsten; daher eben Verstand, und gar Genie, sich auf der Welt erst Verzeihung erbetteln müssen, wo immer sie nicht in der Lage sind, die Welt stolz und kühn verachten zu dürfen.

427.

Für unser Selbstgefühl und unsern Stolz kann es nichts schmeichelhafteres geben, als den Anblick des in seinem Verstecke lauernden und seine Machinationen betreibenden Neides; jedoch vergesse man nie, daß wo Neid ist, Haß ihn begleitet und hüte sich, aus dem Neider einen falschen Freund werden zu lassen. Deshalb eben ist die Entdeckung desselben für unsere Sicherheit von Wichtigkeit. Daher soll man ihn studieren, um ihm auf die Schliche zu kommen; da er, überall zu finden, allezeit infognito einhergeht, oder auch, der giftigen Kröte gleich, in finstern Löchern lauert.

428.

Wie der Mensch ist, so muß er handeln: also nicht seinen einzelnen Taten, sondern seinem Wesen und Sein klebt Schuld und Verdienst an.

Von der Wichtigkeit des Daseins.

Die Pracht und Herrlichkeit der Großen, in ihrem Prunk und ihren Festen, ist doch im Grunde nichts, als ein vergebliches Bemühen, über die wesentliche Armseligkeit unsers Daseins hinauszukommen. Denn was sind, beim Lichte betrachtet, Edelsteine, Perlen, Federn, roter Samt bei vielen Kerzen, Tänzer und Springer, Masken-An- und Aufzüge u. dgl. m.?

Ganz glücklich, in der Gegenwart, hat sich noch kein Mensch gefühlt; er wäre denn betrunken gewesen.

Vom Leiden der Welt.

Man möchte toll werden, wenn man die überschwänglichen Anstalten betrachtet, die zahllosen flammenden Fixsterne im unendlichen Raum, die nichts weiter zu tun haben, als Welten zu beleuchten, die der Schauplatz der Not und des Jammers sind und im glücklichsten Fall nichts abwerfen, als Langeweile; — wenigstens nach dem uns bekannten Probestück zu urteilen.

Sehr zu beneiden ist niemand, sehr zu beklagen unzählige.

432.

Über Religion.

In früheren Jahrhunderten war die Religion ein Wald, hinter welchem Heere halten und sich decken konnten. Aber nach so vielen Fällungen ist sie nur noch ein Buschwerk, hinter welchem gelegentlich Gauner sich verstecken. Man hat sich dieserhalb vor Denen zu hüten, die sie in Alles hineinziehen möchten, und begegne ihnen mit dem Sprichwort *detras de la cruz está el diablo*.

433.

Zur Metaphysik des Schönen und Aesthetik.

Die Musik ist die wahre allgemeine Sprache, die man überall versteht: daher wird sie in allen Ländern und durch alle Jahrhunderte, mit großem Ernst und Eifer, unaufhörlich geredet, und macht eine bedeutsame, vielsagende Melodie gar bald ihren Weg um das ganze Erdenrund; während eine sinnarme und nichtsagende gleich verhallt und erstirbt; welches beweiset, daß der Inhalt der Melodie ein sehr wohl verständlicher ist. Jedoch

redet sie nicht von Dingen, sondern von lauter Wohl und Wehe, als welche die alleinigen Realitäten für den Willen sind: darum spricht sie so sehr zum Herzen, während sie dem Kopfe unmittelbar nichts zu sagen hat und es ein Mißbrauch ist, wenn man ihr Dies zumutet, wie in aller malenden Musik geschieht, welche daher, ein für allemal, verwerflich ist; wengleich Haydn und Beethoven sich zu ihr verirrt haben: Mozart und Rossini haben es, meines Wissens, nie getan. Denn ein Anderes ist Ausdruck der Leidenschaften, ein Anderes Malerei der Dinge.

434.

Wie Steinschichten der Erde uns die Gestalten der Lebendigen einer fernen Vorwelt in den Abdrücken, zeigen, welche die Spur eines kurzen Daseins ungezählte Jahrtausende hindurch aufbewahren; so haben die Alten in ihren Komödien uns einen treuen und bleibenden Abdruck ihres heitern Lebens und Treibens hinterlassen, so deutlich und genau, daß es den Schein erhält, als hätten sie es in der Absicht getan, von der schönen und edlen Existenz, deren Flüchtigkeit sie bedauerten, wenigstens ein bleibendes Abbild auf die späteste Nachwelt zu vererben. Füllen wir nun diese

uns überlieferten Hüllen und Formen wieder mit Fleisch und Bein aus, durch Darstellung des Plautus und Terenz auf der Bühne, so tritt jenes längst vergangene, rege Leben wieder frisch und froh vor uns hin, — wie die antiken Mosaikfußböden, wenn be-
nezt wieder im Glanze ihrer alten Farben dastehn.

435.

Ich glaube, daß die Begebenheiten und Personen in der Geschichte den wirklich dagewesenen ungefähr so gleichen, wie meistens die Porträts der Schriftsteller auf dem Titeltupfer diesen selbst: also eben nur so etwas im Umriss, so daß sie eine schwache, oft durch einen falschen Zug ganz entstellte Ähnlichkeit, bisweilen aber gar keine haben.

436.

Über Urteil, Kritik, Beifall und Ruhm.

Kritiker gibt es, deren Jeder vermeint, bei ihm stände es, was gut und was schlecht sein solle; indem er seine Kindertrompete für die Posaune der Fama hält.

Wenn man seinen Blick weiter ausdehnt und das Lob der Zeitgenossen aller Zeiten überhaupt ins Auge faßt, wird man finden, daß dasselbe eigentlich immer eine Hure ist, prostituiert und besudelt durch tausend Unwürdige, denen es zu Theil geworden. Wer könnte einer solchen Meße noch begehren? Wer möchte auf ihre Gunst stolz sein? Wer wird sie nicht verschmähen? — Hingegen ist der Ruhm bei der Nachwelt eine stolze spröde Schöne, die sich nur dem Würdigen, dem Sieger, dem seltenen Helden hingibt. — So ist's.

Wie das viele Lesen und Lernen dem eigenen Denken Abbruch tut, so entwöhnt das viele Schreiben und Lehren den Menschen von der Deutlichkeit und eo ipso Gründlichkeit des Wissens und Verstehens; weil es ihm nicht die Zeit läßt, diese zu erlangen.

Der deutsche Gelehrte ist zu arm, um redlich und ehrenhaft sein zu können. Daher ist Drehen, winden, sich akkomodieren und seine Überzeugung verleugnen,

lehren und schreiben, was er nicht glaubt, kriechen, schmeicheln, Partei machen und Kameradschaft schließen, Minister, Große, Kollegen, Studenten, Buchhändler, Recensenten, kurz, Alles ehr, als die Wahrheit und fremdes Verdienst, berücksichtigen, — sein Gang und seine Methode. Er wird dadurch meistens ein rücksichtsvoller Lump.

440.

Im Ganzen genommen ist die Stallfütterung der Professuren am geeignetsten für die Wiederkäuer. Hingegen die, welche aus den Händen der Natur die eigene Beute empfangen, befinden sich besser im Freien.

441.

Wie schlecht würde es um das menschliche Wissen stehn, wenn Schrift und Druck nicht wären. Daher sind die Bibliotheken allein das sichere und bleibende Gedächtnis des menschlichen Geschlechts, dessen einzelne Mitglieder alle nur ein sehr beschränktes und unvollkommenes haben.

442.

Habt mehr Ehr' im Leib und weniger Geld in der

Tasche und laßt den Ungelehrten seine Inferiorität fühlen, statt Bücklinge vor seiner Geldkassz zu machen.

443.

Selbstdenken.

Wie die zahlreichste Bibliothek, wenn ungeordnet, nicht so viel Nutzen schafft, als eine sehr mäßige, aber wohlgeordnete; eben so ist die größte Menge von Kenntnissen, wenn nicht eigenes Denken sie durchgearbeitet hat, viel weniger wert, als eine weit geringere, die aber vielfältig durchdacht worden. Denn erst durch das allseitige Kombinieren dessen, was man weiß, durch das Vergleichen jeder Wahrheit mit jeder andern, eignet man sein eignes Wissen sich vollständig an und bekommt es in seine Gewalt. Durchdenken kann man nur, was man weiß. Daher man etwas lernen soll; aber man weiß auch nur, was man durchdacht hat.

444.

Das viele Lesen nimmt dem Geiste alle Elastizität, wie ein fortdauernd drückendes Gewicht sie einer Sprungfeder nimmt; und ist, um keine eigenen Gedanken zu haben, das sicherste Mittel, daß man in

jeder freien Minute sogleich ein Buch zur Hand nehme. Diese Praxis ist der Grund, warum die Gelehrsamkeit die meisten Menschen noch geistloser und einfältiger macht, als sie schon von Natur sind.

445.

Die Gelehrten sind die, welche in den Büchern gelesen haben; die Denker, die Genies, die Welterleuchter und Förderer des Menschengeschlechts sind aber die, welche unmittelbar im Buche der Welt gelesen haben.

446.

Lesen ist ein bloßes Surrogat des eigenen Denkens. Man läßt dabei seine Gedanken von einem Andern am Gängelbände führen. Zudem taugen viele Bücher bloß, zu zeigen, wie viel Irrwege es gibt und wie arg man sich verlaufen könnte, wenn man von ihnen sich leiten ließe. Den aber der Genius leitet, d. h. der selbst denkt, freiwillig denkt, richtig denkt, der hat die Bouffole, den rechten Weg zu finden.

447.

Lesen soll man nur dann, wenn die Quelle der

eigenen Gedanken stockt; was auch beim besten Kopfe oft genug der Fall sein wird. Hingegen die eigenen, urkräftigen Gedanken verscheuchen, um ein Buch zur Hand zu nehmen, ist Sünde wider den heiligen Geist. Man gleicht alsdann dem, der aus der freien Natur flieht, um ein Herbarium zu besehn, oder um schöne Gegenden im Kupferstiche zu betrachten.

448.

Lesen heißt, mit einem fremden Kopfe, statt des eigenen denken.

449.

Die Werke aller wirklich befähigten Köpfe unterscheiden sich von den übrigen durch den Charakter der Entschiedenheit und Bestimmtheit, nebst daraus entspringender Deutlichkeit und Klarheit, weil solche Köpfe allemal bestimmt und deutlich wußten, was sie ausdrücken wollten, — es mag nun in Prosa, in Versen, oder in Tönen gewesen sein. Diese Entschiedenheit und Klarheit mangelt den Übrigen, und daran sind sie sogleich zu erkennen.

450.

Jeder wahre Selbstdenker gleicht insofern einem Monarchen: er ist unmittelbar und erkennt niemanden über sich. Seine Urtheile, wie die Beschlüsse eines Monarchen, entspringen aus seiner eigenen Machtvollkommenheit und gehn unmittelbar von ihm selbst aus. Denn, so wenig wie der Monarch Befehle, nimmt er Autoritäten an, sondern läßt nichts gelten, als was er selbst bestätigt hat.

451.

Über Schriftstellerei und Stil.

Es gibt zweierlei Schriftsteller: solche, die der Sache wegen, und solche, die des Schreibens wegen schreiben. Jene haben Gedanken gehabt, oder Erfahrungen gemacht, die ihnen mittheilenswert scheinen; diese brauchen Geld und deshalb schreiben sie, für Geld. Sie denken zum Behuf des Schreibens.

452.

Honorar und Verbot des Nachdrucks sind im Grund der Verderb der Literatur. Schreibenwertes schreibt nur, wer ganz allein der Sache wegen schreibt. Welch

ein unschätzbare Gewinn würde es sein, wenn, in allen Fächern einer Literatur, nur wenige, aber vortreffliche Bücher existierten. Dahin aber kann es nie kommen, so lange Honorar zu verdienen ist. Denn es ist, als ob ein Fluch auf dem Gelde läge: jeder Schriftsteller wird schlecht, sobald er irgend des Gewinnes wegen schreibt. Die vortrefflichsten Werke der großen Männer sind alle aus der Zeit, als sie noch umsonst oder für ein sehr geringes Honorar schreiben mußten. Also auch hier bewährt sich das spanische Sprichwort: Ehre und Geld gehn nicht in den selben Sack.

453.

Eine große Menge schlechter Schriftsteller lebt allein von der Narrheit des Publikums, nichts lesen zu wollen, als was heute gedruckt ist: — die Journalisten. Treffend benannt! Verdeutschte würde es heißen „Tagelöhner“.

454.

Wie gelehrt wäre nicht Mancher, wenn er Alles das wüßte, was in seinen eigenen Büchern steht!

455.

Die denkenden Köpfe, die Menschen von richtigem

Urteil und die Leute, denen es Ernst mit der Sache ist, sind alle nur Ausnahmen: die Regel ist überall in der Welt das Geschmeiß: und dieses ist stets bei der Hand und eifrig bemüht, das von jenen nach reiflicher Überlegung gesagte auf seine Weise zu verschlimmern.

456.

Es ist unglaublich, welche Frechheit sich der Bur-schen bemächtigt, und vor welchen literarischen Gau-nerien sie nicht zurückbeben, wann sie unter dem Schatten der Anonymität sich sicher wissen.

457.

Der Stil ist die Physiognomie des Geistes. Sie ist untrüglicher, als die des Leibes. Fremden Stil nach-ahmen heißt eine Maske tragen. Wäre diese auch noch so schön, so wird sie, durch das Leblose, bald insipid und unerträglich; so daß selbst das häßlichste lebendige Gesicht besser ist. Darum gleichen denn auch die latei-nisch schreibenden Schriftsteller, welche den Stil der Alten nachahmen, doch eigentlich den Masken: man hört nämlich wohl was sie sagen; aber man sieht nicht auch dazu ihre Physiognomie, den Stil.

458.

Die erste, ja, schon für sich allein beinahe ausreichende Regel des guten Stils ist diese, daß man etwas zu sagen habe: o, damit kommt man weit!

459.

Über Lesen und Bücher.

Unwissenheit degradirt den Menschen erst dann, wann sie in Gesellschaft des Reichthums angetroffen wird. Den Armen bändigt seine Armut und Noth; seine Leistungen ersetzen bei ihm das Wissen und beschäftigen seine Gedanken. Hingegen Reiche, welche unwissend sind, leben bloß ihren Lüsten und gleichen dem Vieh; wie man dies täglich sehen kann. Hiezu kommt nun noch der Vorwurf, daß man Reichthum und Muße nicht benutzt habe zu dem, was ihnen den allergrößten Wert verleiht.

460.

Keine schriftstellerische Eigenschaft, wie z. B. Überredungskraft, Bilderreichtum, Vergleichungsgabe, Kühnheit oder Bitterkeit, oder Kürze, oder Grazie, oder Leichtigkeit des Ausdrucks, noch auch Wiß, überraschende Kontraste, Lakonismus, Naivität, u. dgl. m.

können wir dadurch erwerben, daß wir Schriftsteller lesen, die solche haben, wohl aber können wir hierdurch dergleichen Eigenschaften, falls wir sie schon als Anlage, also potentia besitzen, in uns hervorrufen, sie uns zum Bewußtsein bringen, können sehn, was Alles sich damit machen läßt, können bestärkt werden in der Neigung, ja, im Mute sie zu gebrauchen, können an Beispielen die Wirkung ihrer Anwendung beurteilen und so den richtigen Gebrauch derselben erlernen; wonach wir allerdings erst dann sie auch actu besitzen. Dies also ist die einzige Art, wie Lesen zum Schreiben bildet, indem es nämlich uns den Gebrauch lehrt, den wir von unsern eigenen Naturgaben machen können: also immer nur unter der Voraussetzung dieser. Ohne solche hingegen erlernen wir durch Lesen nichts, als kalte tote Manier, und werden zu seichten Nachahmern.

461.

Wie die Schichten der Erde die lebenden Wesen vergangener Epochen reihentweise aufbewahren, so bewahren die Bretter der Bibliotheken reihentweise die vergangenen Irrtümer und deren Darlegungen, welche, wie jene Ersteren, zu ihrer Zeit, sehr lebendig waren und viel Lärm machten, jetzt aber starr und versteinert

dastehn, wo nur noch der literarische Paläontologe sie betrachtet.

462.

Es ist in der Literatur nicht anders, als im Leben: wohin man auch sich wende, trifft man sogleich auf den incorrigibeln Pöbel der Menschheit, welcher überall legionenweise vorhanden ist, Alles erfüllt und Alles beschmußt, wie die Fliegen im Sommer. Daher die Unzahl schlechter Bücher, dieses wuchernde Unkraut der Literatur, welches dem Weizen die Nahrung entzieht, und ihn erstickt. Sie reißen nämlich Zeit, Geld und Aufmerksamkeit des Publikums, welche von Rechtswegen den guten Büchern und ihren edelen Zwecken gehören, an sich, während sie bloß in der Absicht, Geld einzutragen, oder Ämter zu verschaffen, geschrieben sind. Sie sind also nicht bloß unnütz, sondern positiv schädlich. Neun zehntel unserer ganzen jetzigen Literatur hat keinen andern Zweck, als dem Publika einige Thaler aus der Tasche zu spielen: dazu haben sich Autor, Verleger und Rezensent fest verschworen.

463.

Vom Schlechten kann man nie zu wenig und das

Gute nie zu oft lesen: schlechte Bücher sind intellektuelles Gift, sie verderben den Geist.

464.

Um das Gute zu lesen, ist eine Bedingung, daß man das Schlechte nicht lese: denn das Leben ist kurz, Zeit und Kräfte beschränkt.

465.

Weil die Leute, statt des Besten aller Zeiten, immer nur das Neueste lesen, bleiben die Schriftsteller im engen Kreise der circulierenden Ideen, und das Zeitalter verschlammt immer tiefer in seinem eigenen Dreck.

466.

Es wäre gut, Bücher zu kaufen, wenn man die Zeit, sie zu lesen, mitkaufen könnte, aber man verwechselt meistens den Ankauf der Bücher mit dem Aneignen ihres Inhalts.

467.

Die Werke sind die Quintessenz eines Geistes: sie werden daher, auch wenn er der größte ist, stets

ungleich gehaltreicher sein, als sein Umgang, auch diesen im Wesentlichen ersetzen, — ja, ihn weit übertreffen und hinter sich lassen. Sogar die Schriften eines mittelmäßigen Kopfes können belehrend, lesenswerth und unterhaltend sein, eben weil sie seine Quintessenz sind, das Resultat, die Frucht alles seines Denkens und Studierens; — während sein Umgang uns nicht genügen kann. Daher kann man Bücher von Leuten lesen, an deren Umgang man kein Genügen finden würde, und deshalb wieder bringt hohe Geisteskultur uns allmählich dahin, fast nur noch an Büchern, nicht mehr an Menschen Unterhaltung zu finden.

468.

Die Literargeschichte ist, ihrem größten Theile nach, der Katalog eines Kabinetts von Mißgeburten. Der Spiritus, in welchem diese sich am längsten konservieren, ist Schweinsleder. Die wenigen wohlgerathenen Geburten hingegen braucht man nicht dort zu suchen: sie sind am Leben geblieben, und man begegnet ihnen überall in der Welt, wo sie als Unsterbliche, in ewig frischer Jugend einhergehn.

469.

Über Sprache und Worte.

Das Wort der Menschen ist das dauerhafteste Material. Hat ein Dichter seine flüchtige Empfindung in ihr richtig angepaßten Worten verkörpert, so lebt sie, in diesen, Jahrtausende hindurch, und wird in jedem empfänglichen Leser aufs neue rege.

470.

Cigarrenrauchen und Kannegießern hat in unsern Tagen die Gelehrsamkeit vertrieben; wie Bilderbücher für große Kinder die Literaturzeitungen ersetzt haben.

471.

Psychologische Bemerkungen.

Es gibt auf der Welt nur ein lügenhaftes Wesen: es ist der Mensch. Jedes andere ist wahr und aufrichtig, indem es sich unverhohlen gibt als das, was es ist, und sich äußert, wie es sich fühlt.

472.

Es kann kommen, daß wir, sogar nach langer Zeit, den Tod unserer Feinde und Widersacher fast so sehr

betrauern, als den unserer Freunde, — wann wir nämlich sie als Zeugen unserer glänzenden Erfolge vermissen.

473.

Die Pein des unerfüllten Wunsches ist klein, gegen die der Reue: denn jene steht vor der stets offenen, unabsehbaren Zukunft; diese vor der unwiderrusslich abgeschlossenen Vergangenheit.

474.

Die wahre, ächte Verachtung, welche die Rehrseite des wahren, ächten Stolzes ist, bleibt ganz heimlich und läßt nichts von sich merken. Denn wer die Verachtung merken läßt, gibt schon dadurch ein Zeichen einiger Achtung, sofern er den Andern wissen lassen will, wie wenig er ihn schätze; wodurch er Haß verrät, der die Verachtung ausschließt und nur affektiert. Die ächte Verachtung hingegen ist reine Überzeugung vom Unwert des Andern und mit Nachsicht und Schonung vereinbar, mittelst welcher man, eigener Ruhe und Sicherheit halber, den Verachteten zu reizen vermeidet; da Jeder schaden kann. Kommt dennoch ein Mal diese reine, kalte, aufrichtige Verachtung

zum Vorschein; so wird sie durch den blutigsten Haß erwidert; weil sie mit Gleichem zu erwidern nicht in der Macht des Verachteten steht.

475.

Zuverlässig verdankt Mancher das Glück seines Lebens bloß dem Umstande, daß er ein angenehmes Lächeln besitzt, womit er die Herzen gewinnt. — Jedoch täten die Herzen besser, sich in Acht zu nehmen und aus Hamlets Gedächtnistafel wissen: *that one may smile, and smile, and be a villain.*

476.

Leute von großen und glänzenden Eigenschaften machen sich wenig daraus, ihre Fehler und Schwächen einzugestehn, oder sehn zu lassen. Sie betrachten solche als etwas, dafür sie bezahlt haben, oder denken wohl gar, daß eher noch als diese Schwäche ihnen Schande, sie den Schwächen Ehre machen werden.

477.

Bescheidenheit bei mittelmäßigen Fähigkeiten ist bloße Ehrlichkeit: bei großen Talenten ist sie Heuchelei.

Darum ist offen ausgesprochenes Selbstgefühl und unverhohlenes Bewußtsein ungewöhnlicher Kräfte gerade so wohlanständig, als Jenen ihre Bescheidenheit.

478.

Der Arzt sieht den Menschen in seiner ganzen Schwäche; der Jurist in seiner ganzen Schlechtigkeit; der Theolog in seiner ganzen Dummheit.

479.

Viel Einbildungskraft hat der, dessen anschauende Gehirntätigkeit stark genug ist, nicht jedes Mal der Erregung der Sinne zu bedürfen, um in Aktivität zu geraten.

480.

Zur Physiognomië.

Das Gesicht eines Menschen sagt gerade aus, was er ist; und täuscht es uns, so ist dies nicht seine, sondern unsre Schuld. Die Worte eines Menschen hingegen sagen bloß, was er denkt, öfter nur, was er gelernt hat, oder gar, was er zu denken bloß vorgibt. Dazu kommt noch, daß wenn wir mit ihm

reden, ja, ihn nur zu Andern reden hören, wir von seiner eigentlichen Physiognomie abstrahieren, indem wir sie als das Substrat, das schlechthin Gegebene, bei Seite setzen und bloß auf das Pathognomische derselben, sein Mienenspiel beim Reden, achten: Dieser aber richtet es so ein, daß er die gute Seite nach außen kehrt.

481.

Dem deutschen Volke ist sein Geteiltsein in viele Stämme, die unter eben so vielen, wirklich regierenden Fürsten stehn, mit einem Kaiser über Alle, der den Frieden im Innern wahrt und des Reiches Einheit nach Außen vertritt, natürlich; weil aus seinem Charakter und seinen Verhältnissen hervorgegangen.

Handschriftlicher Zusatz, vor 1859.

Ich bin der Meinung, daß, wenn Deutschland nicht dem Schicksal Italiens entgegen gehen soll, die von seinem Erzfeinde, dem ersten Bonaparte, aufgehobene Kaisertürde, und zwar möglichst effektiv, hergestellt werden muß. Denn an ihr hängt die deutsche Einheit, und wird ohne sie stets bloß nominal, oder prekär sein.

Über Erziehung.

Der Hauptpunkt in der Erziehung wäre, daß die Bekanntschaft mit der Welt, deren Erlangung wir als den Zweck aller Erziehung bezeichnen können, vom rechten Ende angefangen werde. Dies aber beruht hauptsächlich darauf, daß in jeder Sache die Anschauung dem Begriffe vorhergehe.

Alles kommt darauf an, wie einer aus den Händen der Natur hervorgegangen ist, welcher Vater ihn gezeugt, und welche Mutter ihn empfangen hat, ja, auch noch zu welcher Stunde; daher man keine Tliden schreiben wird, wenn man zur Mutter eine Gans, und zum Vater eine Schlafmütze gehabt hat.

Aus dem Eisheauton, nach 1850.

Wenn man so ein langes Leben in Unbedeutbarkeit und Geringschätzung zugebracht hat, da kommen sie am Schluß mit Pauken und Trompeten und meinen, es sei was.

485.

Die Zeit hat auch mir Rosen gebracht, aber weiße.

486.

Beinahe wäre es mir ergangen, wie dem hungern-
den Kinde im Volkslied:

Und als das Brot gebacken war,
Lag das Kind auf der Totenbahr!

487.

An Professor Erdmann, 9. April 1851.

Ich habe das für einen Mann meiner Art un-
schätzbare Glück gehabt, stets meine Subsistenz ge-
sichert zu wissen und nie in den Fall zu kommen, für
Geld arbeiten, oder ein Amt suchen zu müssen. Dies
hat mir den ungestörten Besitz meiner Zeit und Kräfte
gelassen und zudem mir jene aufrechte Haltung ver-
liehen, ohne welche Werke, wie die meinigen, ebenfalls
nicht zu Stande kommen.

488.

An Frauenstädt, 26. September 1851.

Da ich stets nur von dem rede, was ich aus innerer

und äußerer Erfahrung kenne, so mußten Aphorismen zur Lebensweisheit notwendig viel Subjektives enthalten.

489.

An Frauenstädt, 30. Oktober 1851.

So ist das ganze Paß, vom Ersten bis zum Letzten. Nichts lernen, nichts denken, nichts wissen, sondern auf dem Katheder naturalisieren, wie ein Schusterjunge: — aber von dem Gewerbe fressen, saufen und dann Kannegießern gehn. —

490.

An Frauenstädt, 30. Oktober 1851.

Wenn man mehr sagt, als genau wahr ist, schadet man seinem Kredit beim Leser.

491.

An Frauenstädt, 2. Januar 1852.

Das verdammte Volk liest stets nur das Neue.

Aus Schopenhauers Testament, 26. Juni
1852.

Zu meinem Universalerben setze ich ein den in Berlin errichteten Fonds zur Unterstützung der in den Aufruhr- und Empörungskämpfen der Jahre 1848 und 1849 für Aufrechterhaltung und Herstellung der gesetzlichen Ordnung in Deutschland invalide gewordenen preussischen Soldaten, wie auch der Hinterbliebenen solcher, die in den Kämpfen gefallen sind.

Den Hund, welchen ich bei meinem Ableben besitzen werde, kann die Magd Schnapp zu sich nehmen, wenn sie will und verspricht, ihn selbst bei sich zu behalten und nicht in Pension zu geben. Will sie dies nicht, so wird Dr. Emden mir die letzte Freundschaft erzeigen, ihn bei sich zu behalten, bis an sein natürliches Ende; wie er mir dies versprochen hat. Wer von diesen beiden Personen den Hund nimmt, erhält aus meinem Nachlaß sogleich 200 Gulden.

Von meinem Nachlaß gehen ab die Kosten eines anständigen Begräbnisses, eines starken eichenhölzernen Sargs, auch einer Grabstätte auf wenige Zeit, welches Dr. jur. Martin Emden zu kaufen beauftragt ist, und endlich eines von ihm zu kaufenden 4 bis 5 Fuß langen

Grabsteins, aus Marmor oder noch besser aus Granit, auf welchem mein Vor- und Zuname stehen soll, aber schlechterdings nichts weiter, kein Datum noch Jahreszahl, gar nichts, keine Silbe.

493.

An Adam Ludwig von Doß, 22. Juli
1852.

Für Hunde, die sich in solcher Art ausgezeichnet haben, sollte es von Staats wegen eine Ehrenmedaille geben, mit „Menschenretter“ darauf, die sie vorn am Halsband trügen, um sie vor unwürdiger Behandlung zu schützen.

494.

An Adam Ludwig von Doß, 22. Juli
1852.

„Welche Fackel wir auch anzünden, und welchen Raum sie erleuchten mag; stets wird unser Horizont von tiefer Nacht umgrenzt bleiben.“ Wenn es mir gelungen ist, unsere nächste Umgebung ein wenig aufzuhellen, so hab ich viel getan: ja, ich bezweifle sehr, daß man jemals über mich wird hinauskommen können, d. h. in der Länge.

495.

An Adam Ludwig von Doß, 22. Juli
1852.

Auf das Land versetzt zu werden, sollten Sie nicht so sehr fürchten. Was Sie dort an Kunde von allem Neuen verlieren, gewinnen Sie an Muße und Geistesruhe. Mit wenigen, aber sehr ausgewählten Büchern und allenfalls Einem Journal kann man weit kommen. Das Neue ist meistens eine unnütze Störung.

496.

An Adam Ludwig von Doß, 22. Juli
1852.

So wie mir ist noch keinem mitgespielt. Aber wenn ich auch nur wenige Apostel habe, bis jetzt, an mir bekannten, nur 7; so sind diese dafür samt und sonders von grenzenlosem Enthusiasmus für meine Philosophie beseelt, alle gerade wie Sie. Dies verbürgt mir den Einfluß, den ich haben werde, wenn es einst 70 000 sein werden.

497.

An Frauenstädt, 6. August 1852.

Dagegen das hämische Schweigen derer, deren Be-

ruf es wäre zu sprechen: sie fahren noch immer damit fort, weil sie nichts anderes können, und reden von den drei Windbeuteln. Aber sie verrechnen sich: ich dringe durch, und sie werden so entlarvt dastehen, daß kein Hund — — — . . .

498.

An Frauenstädt, 21. August 1852.

Wo ist eine Eitelkeit, die ich nicht gekränkt hätte? man dient nicht der Welt und der Wahrheit zugleich. Daher, wenn es Kreuze regnete, keines auf meine Brust fiel.

499.

An Frauenstädt, 12. Oktober 1852.

Auf 50 Millionen bipedes kommt noch nicht Ein denkender Kopf wie Bichat.

500.

An Frauenstädt, 22. November 1852.

Es gehört zur Buchhändlerpolitik, stets mit dem Absatz unzufrieden zu sein.

501.

An Frauenstädt, 17. Februar 1853.

Warten Sie, daß Sie in meinem Alter sein werden, wie Ihnen dann diese kurzbeinigen, langleibigen schmalschultrigen, breithüftigen, mit Zitzen exornierten Persönchen vorkommen werden: auch ihre Gesichter sind nichts gegen die der schönsten Jünglinge, zumal die Augen, ohne Energie.

502.

An Frauenstädt, 17. Februar 1853.

Voltaire's schöne edle *Marime*: point de politique en littérature! il faut dire la vérité, et s'immoler, — ist bloß für die Heroen, welche sprechen: „das Wahre sage ich, das Rechte tue ich, u. l. m. i. A.“

503.

An Frauenstädt, 17. Februar 1853.

Daß Sie aber gar den *Helvetius* gelesen haben, wird Ihnen der liebe Gott vergelten: er liest selbst oft im *Helvetius*.

504.

An Ernst Otto Lindner, 9. Mai 1853.

Nachdem die Hundsfüßer 35 Jahre hindurch meine Geburt erstickt, mein Zurweltkommen verhindert haben, ich aber jetzt dennoch endlich zur Welt gekommen bin, möchten sie nunmehr mich geschwinde totschlagen, für tot, ja für ein Fossil der Vorwelt ausgeben. Sind das Schufte? — Aber wartet! Ich werde euch noch zeigen, daß ich nicht tot bin.

505.

An Johann August Becker, 13. Juni 1853.

Wenn ein wichtiger Gedanke in die Welt kommt, nimmt ihn die Welt kalt und ungünstig auf. Aber allmählich tritt ein Häuflein höchst verschiedenartiger Menschen, die aber in Einer Tendenz übereinstimmen, darum herum, als dessen erste Verfechter und Beschützer.

506.

An Lindner, 26. Juni 1853.

Das höhere deutsche Publikum muß erst den Glauben nolens volens kriegen, daß zu seinem Seelenheil das

Studium meiner Schriften notwendig sei: dann wird es sich daran machen, und wir werden Wunder und neue Auflagen sehen, zu denen ich immerfort Zusätze schreibe, zum voraus.

507.

An Frauenstädt, 2. November 1853.

Über den Brockhaus und seine Tolddreistigkeit bin ich höchst aufgebracht. Was? eine deutsche Accademia della Crusca, bestehend aus Handwerksburschen, denn das sind die Geßer, also aus Knoten! Ist es mit der Schande deutscher Sprachverhuzung und liederlicher Interpunktion, von welcher letztern die Brockhauschen Unterhaltungsblätter das non plus ultra liefern, noch nicht weit genug gekommen?! Soll das par force eingeführt werden, durch einen Buchdrucker und seine Gesellen? Hausorthographie! Knotenorthographie! Der unverschämte denkt, die Firma da unten sei die Hauptsache; während sie ein Quark ist, danach ernsthaftes Leser nicht sehn! „Es wäre ein Übelstand, daß aus derselben Offizin verschiedene Orthographien hervorgingen!“ O nein, daran liegt gar nichts, rein nichts! Aber daß ein Ladenmensch, ein Buchdrucker und seine schwarzen Myrmidonen aus

dem Schmierloch, die deutsche Sprache regieren wollen, ist nicht nur ein Übelstand, sondern eine Infamie.

508.

An Frauenstädt, 28. Januar 1854.

Alle haben gefackelt, nur ich nicht.

509.

An Frauenstädt, 26. März 1854.

Von außerhalb der Universitäten muß meine Philosophie ins gelehrte Publikum dringen. Aber dann: vae victis!

510.

An Johann August Becker, 31. März 1854.

Bei mir Widersprüche zu suchen, ist ganz eitel: alles ist aus einem Guß.

511.

An Frauenstädt, April 1854.

Viel Selbstmord in Berlin? Glaub's; ist physisch und moralisch ein vermaledeites Nest, und ich bin der Cholera sehr dankbar, daß sie mich vor 23 Jahren

daraus vertrieben hat und hieher, ins mildere Klima und sanftere Leben. Guter Ort für eine Eremitage.

512.

Randglossen im „Ring des Nibelungen“,
1854.

Man kann die Moral einmal vergessen; aber man soll sie nicht mauschellieren.

Empörender Undank! mauschellierte Moral!

Es ist infam!

Ohren! Ohren! Er hat keine Ohren, der taube
Musikant!

513.

An Frauenstädt, 22. Mai 1854.

Ach, was ist doch eine solche Philosophenschule mit ihren Aposteln schwer zu regieren! und am Ende geraten sie gar einander in die Haare!

514.

An Johann August Becker, 9. August
1854.

Meine Celebrität wächst wie eine Feuersbrunst:
die Zeichen mehren sich.

515.

An Frauenstädt, 11. September 1854.

Ich sehe, welches Gewicht mein Name sogar im Buchhandel hat. Suchsland lacht ins Fäustchen, daß er den süperben Willen in der Natur für einen lausigen Karolin den Bogen hat. Ich muß noch erst lernen, Honorar fordern: bin gewohnt, Alles umsonst zu geben. Aber wartet, ihr Racker!

516.

Aus der Vorrede von Über den Willen in der Natur, 2. Aufl. 1854.

Legor et legar: es ist nicht anders.

517.

Den Jünglingen erteile ich den ehrlichen und wohlgemeinten Rat, keine Zeit mit der Kathederphilosophie zu verlieren, sondern statt dessen Kants Werke und auch die meinigen zu studieren. Dort werden sie etwas solides zu lernen finden, das verspreche ich ihnen, und in ihren Kopf wird Licht und Ordnung kommen, so weit er fähig ist, solche aufzunehmen. Es ist nicht wohlgetan, sich um ein klägliches Ende

Nachtlicht zu scharen, während strahlende Fackeln zu Gebote stehn; noch weniger aber soll man Irrwissen nachlaufen.

518.

An von Doß, 10. Januar 1855.

Gratuliere zur Vaterschaft, wünsche jedoch, diese Gratulation nicht sobald und überhaupt nicht gar oft wiederholen zu müssen.

519.

An von Doß, als Wagner und Herwegh ihn nach Zürich eingeladen hatten, 10. Januar 1855.

Aber ich bin ein Pilz, der festsetzt: ohne Not reise ich nicht.

520.

An Frauenstädt, 14. März 1855.

Wenn man wirken will, muß man nie fackeln, stets dieselbe Sprache reden und keinen Zoll weichen; sonst kommt man um allen Kredit.

521.

An Frauenstädt, 2. Mai 1855.

So ein Narr bildet sich ein, daß, was er gegen mich sagt, Gewicht haben und wirken müsse, — jeder wird sehen, daß er ein Tropf ist: und dabei ist er so dumm, mich anzuführen, wörtlich: während jede Stelle, die man anführt, mir neue Leser schafft.

522.

An Frauenstädt, über das Verfahren gegen Büchner, 15. Juli 1855.

Ihm geschieht recht: denn das Zeug ist nicht bloß höchst unmoralisch, sondern auch falsch, absurd und dumm: und die Wurzel ist die Unwissenheit, das Kind der Faulheit, des Cigarrenrauchens und Politisierens. So ein Mensch hat nichts gelernt als sein bißchen Klüftiersprizologie; keine Philosophie, keine Humanitätsstudien getrieben: und damit wagt er sich dummdreist und vermessen an die Natur der Dinge und der Welt. Ebenso Moleschott. Geschieht ihnen recht: erleiden die Strafe für ihre Ignoranz.

523.

An Frauenstädt über sein Porträt,
17. August 1855.

Das unerhörteste ist, (der Besteller) wolle für dieses Bild ein eigenes Haus bauen, darin es hängen soll! — Das wäre dann die erste mir errichtete Kapelle. Recitativo: „Ja, ja! Sarastro herrschet hier.“ — Und A^{no} 2100?

524.

Zu Dr. Carl Hebler, 28. August 1855.

So hoch ich Wagner als Dichter stelle, mit der Gütergemeinschaft, die er zwischen Poesie und Musik einführen will, bin ich aber nicht einverstanden; jede der beiden Künste hat ihre eigene Wirkung...; der Ring ist ein gutes poetisches Werk, aber er enthält viel Unmoralisches... und am Ende heißt es dann: der Vorhang fällt schnell.

525.

Zu Dr. François Wille, Commer 1855.

Sagen Sie Ihrem Freunde Wagner in meinem Namen Dank für die Zusendung seiner Nibelungen, allein er

soll die Musik an den Nagel hängen, er hat mehr Genie zum Dichter! Ich, Schopenhauer, bleibe Rossini und Mozart treu.

526.

An Frauenstädt, 3. November 1855.

Man muß nicht vergessen, daß Franzosen stets Franzosen bleiben, d. h. faul, leichtsinnig, windbeutlig.

527.

Zu Robert von Hornstein, über Richard Wagner, 1855/59.

Er hat mir seine Trilogie geschickt. Der Kerl ist ein Dichter und kein Musiker. Es kommen allerdings tolle Dinge da vor . . .

528.

Zu Robert von Hornstein, 1855/59.

Musik muß durch sich allein wirken, die Worte sind Nebensache. Die Musik ist viel mächtiger als das Wort. Musik und Worte sind die Vermählung eines Prinzen

mit einem Bettlermädchen. Die Fabel in der Oper ist Nebensache, im Grunde nur dazu vorhanden, um der Vernunft auch was zu geben. Rossini hat dies ins Extrem getrieben und die Worte gradezu verhöhnt.

529.

Zu Robert von Hornstein, über seinen venetianischen Aufenthalt im Mai 1819, 1855/59.

Ich hatte einen Empfehlungsbrief an Byron von Goethe. In Venedig war ich drei Monate während Byrons Anwesenheit. Immer wollte ich mit Goethes Brief zu ihm, als ich es eines Tages ganz aufgab. Mit meiner Geliebten ging ich auf dem Lido spazieren, als meine Dulcinea in der größten Aufregung aufschrie: „Ecco il poeta inglese!“ Byron fauste zu Pferde an mir vorüber, und die Donna konnte den ganzen Tag diesen Eindruck nicht los werden. Da beschloß ich, Goethes Brief nicht abzugeben. Ich fürchtete mich vor Hörnern. Was hat mich das schon gereut!

530.

Zu Robert von Hornstein, 1855/59.

Ich muß mir immer die Größe Schillers vor Augen führen, um nicht ungerecht gegen ihn zu werden.

531.

Zu Robert von Hornstein, 1855/59.

Den Blum hätte Fürst Windischgrätz nicht erschießen, sondern henken sollen. Blum war ein knotiger Kerl, er nahm sich heraus, das deutsche Reich in stand setzen zu wollen. Er hätte sollen bei seiner dramatischen Carriere bleiben, Logenschließer und Theaterkassier.

532.

Zu Robert von Hornstein, 1855/59.

Wissen sie auch, daß in einem Jahre die drei größten Pessimisten zugleich in Italien waren? Doch hat es ausgerechnet: Byron, Leopardi und ich. Doch hat keiner den Andern kennen gelernt.

533.

Zu Robert von Hornstein, 1855/59.

Ich werde uralt. Mein langer Schlaf und mein

guter Magen sagen mir das. Ich möchte 90 Jahre werden. Selbst bei den Achtzigern hat der Tod noch etwas Gewaltfames. Bei den Neunzigern gehen Leben und Tod ruhig ineinander über. Ein Neunziger in Aschaffenburg wollte eine Weintraube vom Geländer schneiden, als er tot umfiel. So möchte ich sterben. Nur nicht lange leiden.

534.

Als die katholische Magd über seine vergoldete Buddhastatuetten plump spottete, 1856.

Sie grobe Person, so spricht sie von dem Siegreich-Vollendeten! habe ich jemals ihren Herrgott gelästert?

535.

An Johann August Becker, 20. Januar 1856.

In summa, wenn ich auch manchen Ärger habe, sehe ich doch mit Freuden meine Philosophie immer mehr Boden gewinnen, und zwar in geometrischer Proportion der Zeit. Briefe und Besuche, deren ich letzten Sommer viele gehabt, berichten stark davon.

536.

An Johann August Becker, 20. Januar
1856.

Mit dem Erstickten und Sekretieren ist es aus: die es noch versuchen und dazu mich bestehlen, haben sich verrechnet: man wird sehn, was sie sind.

537.

An Frauenstädt, 10. Februar 1856.

Es ist unerträglich, wie heutzutage die Schweine in den Tag hinein naturalisieren, ohne alle Ahndung der Kantischen Transcendentalphilosophie.

538.

Zu Carl Bähr die Mythe von Buddha erzählend, April 1856.

Jawohl Buddha bettelt, weil er ein Bettler ist. O sie ist schön, die Mythe, wie Buddha zum Heil geführt wurde! Ein Prinz, aus königlichen Hause, ward er erzogen in einem glänzenden Harem, in Pracht und Reichthum, und als er zwanzig Jahre alt geworden, verließ er zum ersten Mal das Schloß und trat mit seinem Gefolge hinaus in die herrliche indische

Natur, die vor ihm ausgebreitet lag, in ihrem Glanze. Da steht er staunend vor ihr und freut sich über die Schönheit des Daseins. Aber sieh! es kommt einer auf ihn zugegangen (in heftiger Erregung wie ein alter Mann mit dem Kopfe wackelnd), es kommt einer gegangen, der scheint zu sagen: Sieh mich an! Dies Alles ist nichts, nichts! — Bestürzt fragt der Prinz einen Begleiter, was diese Gestalt bedeute. „Es ist das Alter, Prinz; so wie dieser hier werden wir einst alle“. Der Zug geht weiter und man sieht am Wege einen siechen Menschen, der sich mit seinem Leiden hinschleppt. „Wer ist dieser?“ — „Ein Kranker“. — „Kann auch das uns alle treffen?“ — „Ja wohl, lieber Prinz“. Der Zug geht abermals weiter, und auf einer Bahre wird ein Toter vorübergetragen. Buddha erblickt ihn mit Entsetzen. In solchem Zustande hat er noch nie einen Menschen gesehen. Er fragt mit bebender Stimme, ob auch das allen Menschen bevorstehe? Sein Begleiter zuckte mit den Achseln: „Dem ist nicht anders, Prinz. Dem Tode entgeht keiner von uns“. „Sagt ihr mir das?“ ruft Buddha aus, „führt zu Alter, Krankheit, Tod unser Dasein, o so will ich nicht leben, fort will ich von euch, — in die Wüste will ich gehen und — meditieren!“

An Frauenstädt, 13. Mai 1856.

Bedenke ich, welche tiefe Wirkung und Enthusiasmus meine Philosophie in Ungelehrten, Geschäftsleuten und gar noch Weibern hervorgebracht hat, und wie vieles der Art wir nicht erfahren; so kommen mir über die Rolle, die solche 1900 spielen wird, Gedanken, die ich schriftlich nicht einmal Ihnen mittheilen mag: Sie können sie auf eigene Hand haben.

Zu Julius Hamel, über sein Porträt,
Mai 1856.

Das Bild ist erschreckend ähnlich, ist trefflich gemalt; — aber ich bin es nicht. Das ist ein beschränkter Dorfschulze. Merken Sie sich, junger Mann, das Porträt soll kein Spiegelbild sein, das liefert das Daguerrotyp besser. Das Porträt muß ein lyrisches Gedicht sein, aus dem uns eine ganze Persönlichkeit, mit ihrem ganzen Denken, Fühlen und Wollen entgegen spricht. Überhaupt muß jedes gute Bild poetisch empfunden sein und poetisch auf uns wirken, ja, es muß sich in Poesie übersetzen lassen;

denn die Poesie ist die Mutter aller Künste. Haben Sie schon über Ihre Kunst nachgedacht? Denn der wahre Künstler muß sich seines Wollens und Schaffens auch bewußt sein.

541.

An Frauenstädt, 6. Juni 1856.

„Seele, Seele, Seele“, — ist ein Pfaffen- und Alte-Weiberwort, das man nicht gebrauchen soll, ein Unding, eine Fiktion der Spiritualisten. Aus Haß gegen daselbe schreibe ich rigoristisch „Trübsälig“.

542.

An Frauenstädt, 28. Juni 1856.

Die Aktien des alten Juden sinken.

543.

An Frauenstädt, 11. Juli 1856.

Studieren Sie einmal Kants metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft durch, und dann bedeuten Sie den hochtrabend von „Kraft und Stoff“ schwäzenden Barbiergesellen, Pillendrechslern und Klystiersehern, daß Körper krafterfüllte Räume

sind. Können sich in Ansehn bringen, wenn Sie's gescheut anfangen. Vermessenheit ist's von jenem Ignoranten-Pack, sich, ohne alles metaphysische Studium, an die letzten Gründe der Dinge zu machen. Ihre Unwissenheit muß ihnen unter die Nase gerieben werden, bis sie blutet.

544.

An Frauenstädt, 30. Juli 1856.

Die Kerle alle werden mich nicht herunterschreiben, sondern arbeiten an meinem Ruhm. Die mir schon jetzt bekannte Schar der eigentlichen Enthusiasten ist groß genug, mir die Gewißheit zu geben, daß einst meine Philosophie in der Welt eine Rolle spielen wird, wie noch nie irgend eine andere, in alter oder neuerer Zeit. Das tut die Kraft der Wahrheit und die Wichtigkeit des Gegenstandes.

545.

An Frauenstädt, 31. Oktober 1856.

Meine Philosophie ist tief; sie ist aber auch hoch: das sollten Sie nicht vergessen. Sie gelten jetzt als mein erster Schüler, mein Haupt-Evangelist, — und

werden einst Ruhm davon ernten: aber irrlichterlieren Sie nicht hin und her!

546.

An Geheimrat Crüger, 29. November 1856.

Sie haben da so etwas fallen lassen von meiner bevorstehenden Reise ins Geisterreich: ich bin noch lange nicht reisefertig, die Geister müssen warten.

547.

Aus dem Manuskriptbuch Genilia.

Ein glückliches Leben ist unmöglich: das höchste, was der Mensch erlangen kann, ist ein heroischer Lebenslauf. Einen solchen führt der, welcher, in irgend einer Art und Angelegenheit, für das Allen irgend wie zu gute kommende, mit übergroßen Schwierigkeiten kämpft und am Ende siegt, dabei aber schlecht oder gar nicht belohnt wird. Dann bleibt er, am Schluß, wie der Prinz im *Re corvo* des Gozzi, versteinert, aber in edler Stellung und mit großmütiger Geberde stehen. Sein Andenken bleibt und wird als das eines Heros gefeiert; sein Wille, durch Mühe und Arbeit, schlechten Erfolg und Undank der Welt,

ein ganzes Leben hindurch, mortifiziert, erlischt in der Nirwana.

548.

Die Welt ist, wie Figura zeigt: ich möchte nur wissen, wer etwas davon hat.

549.

Ein Hauptnutzen des Studiums der Alten ist, daß es uns vor der Weitschweifigkeit bewahrt; indem die Alten stets bemüht sind, konzis und prägnant zu schreiben, und der Fehler fast aller Neuern Weitschweifigkeit ist; welche die Allerneuesten durch Silben- und Buchstaben-suppression gut zu machen suchen. Daher soll man das ganze Leben hindurch das Studium der Alten fortsetzen, wenn auch mit Beschränkung der darauf zu verwendenden Zeit. Die Alten wußten, daß man nicht schreiben soll, wie man spricht: die Neuesten hingegen haben sogar die Unverschämtheit, gehaltene Vorlesungen drucken zu lassen.

550.

Ein Teil des Publikums wird bemerkt haben, wie das literarische Gesindel mit Kot und Steinen nach

mir wirft und dabei von so schwachem Verstand ist, nicht vorherzusehn, daß Beides auf sein eigenes Haupt zurückfällt. Ich meinstheils sehe dem zu, wie Einer, der im Aërostat hochschwebend teleskopisch die Bemühungen der Gassenbuben wahrnimmt, welche sich die Arme ausrecken, mit Steinen nach ihm zu werfen, und das Publikum seinerseits wird schon merken, daß die Absicht ist, ihm das Gute aus den Händen und das Schlechte in die Hände zu spielen.

551.

Die Religion hat 1800 Jahre lang der Vernunft einen Maulkorb angelegt.

552.

Heine, obwohl ein Scurra, hat doch Genie, und daher auch das auszeichnende des Genies, Naivetät. Allein, wenn man seine Naivetät näher untersucht, findet man, daß ihre Wurzel jüdische Schamlosigkeit ist; denn auch er gehört der Nation an, von der Riemer sagt: sie schämen und grämen sich nicht.

Aus der Abhandlung: Über die Ver-
hunzung der deutschen Sprache.

Der Sprachverhunzer, gegen die ich zu kämpfen habe, ist freilich eine Legion: denn es sind alle die, welche, unter Vermittelung der Buchhändler, dem Publika, Jahr aus Jahr ein, Zeit und Geld rauben: also sämtliche allmässentliche Bücherfabrikanten und jene zahllosen Schreiber der täglich, wöchentlich, monatlich und vierteljährlich auftretenden chronischen Übel, Menschen, welche mit ihrem Pfunde wuchern, d. h. den äußerst geringen Vorrat ihrer Kenntnisse und sehr engen Kreis ihrer Gedanken 30—40 Jahre hindurch, dem Publika unter andrer Zurichtung täglich aufstischen. Findet irgend ein redlicher Schriftsteller, der bloß, weil er etwas mitzuteilen hatte, schrieb, sich mit getroffen, so kommt es daher, daß er von jener Menge des Schreibgesindels sich hat imponieren und übertölpeln lassen und nun eben auch im Lohnsudlerjargon schreibt.

Die ganze gegenwärtige Schriftstellergeneration, welche nicht ein einziges bleibendes Werk hinterlassen

wird, soll nicht das Andenken ihres ephemeren und ruhmlösen Daseins dadurch perpetuieren, daß sie die kostbare deutsche Sprache, diesen wahren National- schatz, nach ihrem verstand-, geschmack- und ehrlosen Kaprice verhunzt und sie so zugerichtet, und mit den Spuren ihrer Taten versehen, den kommenden, viel- leicht edleren Geschlechtern überliefert.

555.

Schreibt ihr Plattheiten und Unsinn in die Welt, so viel es euch beliebt: das schadet nicht: denn es wird mit euch zu Grabe getragen; ja, schon vorher. Aber die Sprache laßt ungehudelt und unbesudelt: denn die bleibt.

556.

Wer ist denn dieses Zeitalter, daß es an der Sprache meistern und ändern dürfte? — was hat es hervor- gebracht, solche Anmaßung zu begründen? Große Philosophen, — wie Hegel; und große Dichter, wie Herrn Uhland, dessen schlechte Balladen zur Schande des deutschen Geschmacks 30 Auflagen erlebt haben und 100 Leser haben gegen Einen, der Bürgers un- sterbliche Balladen wirklich kennt. Danach messe man mir die Nation und das Jahrhundert, danach.

Es ist als ob sie daran verzweifeln, mittelst ihrer Schriften eine Spur ihres Daseins zu hinterlassen, und daß sie daher eine solche der Sprache eindrücken wollen, durch Verhuzung derselben. Daran arbeiten sie einmütig. — Das Schlimmste bei der Sache ist, daß allgemach eine junge Generation heranwächst, welche, da sie stets nur das Neueste liest, schon kein anderes Deutsch mehr kennt, als diesen verrenkten Jargon des impotenten, nämlich durch Hegel kastrierten Zeitalters im langen Bart, welcher, weil es nichts Besseres zu tun weiß, sich ein Gewerbe daraus macht, die deutsche Sprache zu demolieren.

Die glänzende Periode der Deutschen Literatur hat im Anfang dieses Jahrhunderts ihr Ende erreicht: damit aber auch die Sprache derselben nicht bleibe, sind Zeitungsschreiber, Buchhändlerlöhninge und schlechte Schriftsteller überhaupt eifrig beflissen, sie zu zerfetzen und zu zerstückeln, beseelt von einem rechten Enthusiasmus niederträchtiger Buchstabenzählerei.

559.

Finale, 1856.

Ermüdet steh' ich jetzt am Ziel der Bahn,
Das matte Haupt kann kaum den Lorbeer tragen:
Doch blick' ich froh auf das, was ich getan,
Stets unbeirrt durch das, was Andre sagen.

560.

Zu C. G. Beck, Ende Februar 1857.

Den Geldproßen gegenüber hatte Rembrandt vollkommen recht, sich für gestorben auszugeben, um den Wert seiner Werke zu erhöhen.

561.

An Bahnsen, 2. April 1857.

Der Odem der Kritik kann nie die Flamme der Berühmtheit ausblasen; facht sie an.

562.

Zu Friedrich Hebbel, 4. Mai 1857.

Mit meinem Ruhm ist das ein eigen Ding. Als dramatischer Dichter besuchen Sie gewiß oft das Theater.

Da wird es vielleicht auch in ihrer Gegenwart einmal vorgekommen sein, daß der Lampenputzer noch nicht ganz fertig war mit dem Anzünden der Podiumlichter, als schon der Vorhang in die Höhe ging. Unter lautem Gelächter und Geflatsche des verehrungswürdigen Publici raffte sich dann der überraschte Aufklärungsbesorger in komischer Hast auf, um so schnell als möglich hinter den Kulissen zu verschwinden. Sehen Sie — gerade so bin ich auf der Bühne für tragische Possen, welche man die Welt nennt, in zufälliger Verspätung noch anwesend, während die Komödie meines Ruhmes aufgeführt wird.

563.

An von Doß, 14. März 1858.

Hüten Sie sich dem Schläfe die Zeit zu kürzen, um zu lesen; ist große Torheit! Der Schlaf ist die Quelle aller Gesundheit und Kraft, auch der geistigen. Ich schlafe noch immer sieben, oft acht Stunden, bisweilen neun. Darum lache ich den 70 Jahren ins Gesicht, samt ihrer Psalm-Stelle.

564.

Zu Carl Bähr, ihm bedeutend, daß er ihn nur jeden zweiten Tag besuchen dürfe, 1. Mai 1858.

Denn die Einsamkeit ist meine Geliebte.

565.

Zu Carl Bähr über das Frankfurter Goethedenkmal, 1858.

Das Denkmal Schwanthalers gibt nur den Herrn Geheimrat. Alle sind mit diesem Goethe unzufrieden, sogar mein Schneider, welcher ganz richtig bemerkt hat, daß der Rock verkehrt geknöpft ist.

566.

Zu Carl Bähr, über den Charakter von Standbildern, 1858.

Feldherren und Eroberer mögen sie aufrecht darstellen, der Gelehrte und Schriftsteller soll sitzen.

567.

Zu Carl Bähr, Mai 1858.

Sehen Sie, wenn ein Mensch das vier- bis fünf-

undsiebzigste Lebensjahr erreicht hat, so spricht man schon von einem hohen Alter. Über das fünfundsiebzigste hinaus werden Sie wenige finden. Danach hätte ich nur noch 5 Jahre zu leben. — Nun, wir wollen sehen! Man kann sich irren, aber mir ist es, als hätte ich noch wenigstens zwanzig Jahre vor mir.

568.

Zu Carl Bähr, Mai 1858.

Gewisse Herren meinen schon, jetzt ist er siebenzig Jahre alt, da wird's wohl bald aus sein mit ihm. Wollen sehen, ob ich nicht mehr Kraft in mir habe, als diese Fabrikware.

569.

Zu Carl Bähr, über die Folgen seines Todes, Mai 1858.

Damit dann, wenn der Neid sich nicht mehr gegen mich wenden kann, meine Lehre hübsch zurecht geknetet wird zu einer Universitätsphilosophie. Wart', ich will euch! Nein, sie sollen mich noch lange fürchten! Ich bin das Monstrum, das jeden Morgen vor ihnen steht, sie zu verschlingen.

570.

Zu Carl Bähr, über seine konservative politische Gesinnung, Mai 1858.

Ich bin ein alter fürstlicher Kammerdiener.

571.

Zu Carl Bähr, 1858.

Man divergiert immer mehr, je älter man wird, zuletzt steht man ganz allein.

572.

Zu Karl Bähr, Mai 1858.

Wenn mich so ein Mensch einmal recht geärgert hat, so denke ich: ach, wie bald wird der auch tot sein. Es ist unglaublich, wie rasch die Menschen sterben, nicht bloß alte, sondern auch junge. Wie viele habe ich schon vor mir sterben sehen! Sie fallen wie die Fliegen.

573.

Die Tragödie Metastafios erzählend, zu Carl Bähr, 1858.

Ja, so sehen die aus, unscheinbar und bedürftig

und oftmals bedrückt durch Armut und Sorge, die Ihr dereinst als die Genien der Menschheit preiset und beinahe vergöttert. Seht sie an, das sind sie! Das ist Künstlers Erdenwallen! Kommt nicht erst mit eurer Anerkennung und Theilnahme, wenn sie im Grabe liegen, sondern helft ihnen, solange sie einen hungrigen Magen haben, und einen Mund zum Küssen.

574.

An Frauenstädt, 2. Juli 1858.

Ein Mensch, der schon in jungen Jahren fähig ist, um ein Trinkgeld von der Fakultät sich dazu herzugeben einen auf Jahrhunderte berechneten Prachtbau, wie meine Philosophie ist, mit Kot bewerfen zu wollen, verdient in seiner Blöße dargestellt zu werden, unter Aufdeckung seiner niedrigen Absichtlichkeit, seiner Verdrehungen, Lügen, Falsa und frechen Dummdreistigkeit, nicht bloß gegen mich, sondern gegen Kant ebenfalls.

575.

An Ernst Otto Lindner, 3. November 1858.

Das gehört zu den Leiden des Alters: man verliert seine Freunde.

576.

An Desbrois von Brunck, 1858.

Geschriebenes lesen ist, wie auf holprigem Wege fahren; Gedrucktes Eisenbahn.

577.

Aus dem Prooemium in opera omnia,
1859.

Ich glaube auf den Ehrentitel eines Oligographen Anspruch zu haben; da diese fünf Bände alles enthalten, was ich je geschrieben habe und der ganze Ertrag meines 73 jährigen Lebens sind.

578.

1859.

Die Legitimität ist eine schöne Sache; aber sie gibt für sich allein noch keinen Anspruch auf Erfolg. Um dessen gewiß zu sein, muß eine Regierung intellektuell über der beherrschten Masse stehen; moralisch aber darf sie nicht zu edel sein, wie Titus, aber ebenso wenig unter das Niveau des allgemeinen Rechtsgefühls herabsinken.

Zu Challemel-Lacour, über die Weiber,
Spätherbst 1859.

Intellektuelle Dinge erregen ihre Teilnahme nicht um ihrer selbst willen. Während ihr ihnen von Wissenschaften, Geschichte, Dichtung, den schönen Künsten spricht, denken sie nur daran, wie sie dieselben ausnützen können, um euch zu halten, zu unterjochen, zu umgarnen. Mit Musik und Gesang verbergen sie ihre geistige Armut, wie sie unter Baumwolle und Fischbein ihre mageren Hüften und Busen verstecken; sie denken nur an eines, kümmern sich nur um eines: unter die Haube zu kommen. Alles ist ihnen Nebensache, was nicht mit der Liebe in Verbindung steht, ob Roman oder Gebetbuch, Priester oder Hofmacher.

Zu Challemel-Lacour.

Ich bin über 70 Jahre, und während meine Haare ergrauten, habe ich gelernt, wie wenig man auf die menschliche Güte zählen kann. Selbst Larochefoucauld und Spinoza ist es nicht gelungen, die zügellose Gewalt der Eigenliebe zu übertreiben. Wenn nur zwei Menschen auf der Erde zurückblieben, bin ich fest über-

zeugt, daß der stärkere keinen Augenblick zögern würde, seinen einzigen Kameraden totzuschlagen, um mit dessen Fett sich die Stiefeln zu schmieren. Was liegt daran? Der barmherzige Samariter und der Mörder sind dennoch beide dazu verurtheilt, an allen Schmerzen mitzuleiden. Bei dem einen Tugend, bei dem anderen Verhängnis, verfolgt sie dies Gefühl überall hin; sie können sich ihm nicht entziehen, und wenn sie in die Wüste fliehn, und die Augen vor der Schöpfung verschließen würden.

581.

Aus dem Entwurf einer Vorrede zur projektierten Gesamtausgabe, Ende 1859.

Erfüllt mit Indignation über die schändliche Verstümmelung der deutschen Sprache, welche, durch die Hände mehrerer Tausende schlechter Schriftsteller und urteilsloser Menschen, seit einer Reihe von Jahren, mit ebensoviel Eifer wie Unverstand, methodisch und con amore getrieben wird, sehe ich mich zu folgender Erklärung genötigt:

Meinen Fluch über Jeden, der, bei künftigen Drucken meiner Werke, irgend etwas daran wesentlich ändert, sei es eine Periode oder auch nur ein Wort, eine Silbe, ein Buchstabe, ein Interpunktionszeichen.

582.

Als er eines Sonntags die Leute zur Kirche strömen sah, 1859/60.

Da seht nun die Menschen, wie sie hingehn, um dem lieben Gott zu danken, daß er ihnen Hungersnot, Krieg und Pestilenz schickt!

583.

An Carl Bähr, 25. Februar 1860.

Wenn nur Ihre Gesundheit gut ist: fast Alle haben irgend ein wiederkehrendes, oder chronisches Übel: ich seh' es täglich. Ich aber nicht.

584.

An Ottilie von Goethe, die ihn beglückwünscht und den „Philosoph des 19. Jahrhunderts“ genannt hatte, April 1860.

Es ist mehr als bloße Willenskraft, es ist etwas Dämonisches in mir tätig gewesen, wie sich Goethe ausgedrückt hat, wenn er eine Wirkung des Individuums auf das ganze Geschlecht hat bezeichnen wollen.

Fragment aus den Neuen Paralipomena. Über Philosophie.

Der Geschichte bedürfte es zur Philosophie, also zum Verständnis des Wesens des Lebens?! Nur hineinzusehn braucht man in die Welt, gleichviel wo, aber mit klaren Augen, um das Wesen des Lebens zu erkennen. Not, Tod und als Köder die Wollust — diese die Sünde, das Leben die Buße: das ist's überall und in allen 10000 kaleidoskopisch wechselnden Gestalten. Am Durchschnitt erkenne ich den ganzen Marmor und brauche nicht dessen Adern zu verfolgen: Der Durchschnitt aber zeigt überall dasselbe.

Wenn ein Tabulettkrämer den Herren Haarnadeln und den Damen Pfeifenköpfe anbietet, so lacht man über seine Dummheit; — aber wie viel toller ist der Einfall des Philosophen, der die Wahrheit zu Markte trägt und sie an die Menschen abzusetzen hofft: die Wahrheit — für die Menschen!!

Die Philosophieprofessoren sollen einsehn lernen,

daß die Philosophie andre Zwecke hat, als den, die Erziehung der künftigen Referendarien, Pastore und Hausärzte zu vollenden.

588.

O, welches Wunder ich gesehn habe! — In dieser Welt der Dinge und Körper lagen vor mir zwei solche Dinge: beide waren Körper, schwer, regelmäßig geformt, schön anzusehn. Das eine war eine Vase von Jaspis, mit goldenem Rand und Henkeln: das andere war ein Organisches, ein Tier, ein Mensch. — Nachdem ich beide genugsam von Außen bewundert, bat ich den Genius, der mich begleitet, nun auch mich in ihr Inneres eindringen zu lassen. Es geschah. In der Vase fand ich nichts vor, als den Drang der Schwere und einige dumpfe Sehnsucht, die sich als chemische Verwandtschaft aussprach. — Als ich aber in das andere Ding gedrungen war, — wie soll ich mein Erstaunen aussprechen, über das, was ich dort gewahrte! übertrifft es doch an Unglaublichkeit alle je ersonnenen Märchen und Fabeln: doch will ich es erzählen, auf die Gefahr hin, keinen Glauben zu finden. In diesem Dinge also, oder vielmehr in dessen oberm Ende, Kopf genannt, welches von Außen

gesehn, ein Ding wie alle andern, im Raum begränzt, schwer usw. ist, fand ich nichts Geringeres vor, als eben — die ganze Welt selbst, mit samt dem ganzen Raum, in welchem das Alles ist, und der ganzen Zeit, in der sich das Alles bewegt, nebst Allem endlich, was beide füllt, in seiner ganzen Buntscheckigkeit und Zahllosigkeit: ja, was das Tollste ist, mich selbst fand ich darin herumspezierend! —

589.

Geniale haben oft heftige Begierden, sind der Wollust und dem Zorn ergeben. Zu großen Verbrechen kommen sie jedoch nicht, weil, wenn diese sich ihnen darbieten, sie die Idee derselben erkennen, lebhaft und tief erkennen, das Subjekt also auf diese gerichtet ist, und nun diese Erkenntnis die Übermacht über den starken Willen gewinnt, ihn nunmehr (eben wie beim Heiligen) wendet, und die Missethat also unterbleibt.

590.

Der mit Genie begabte Mensch opfert sich ganz für das Ganze, eben indem er lebt und schafft. Daher ist er frei von der Verbindlichkeit, sich im Einzelnen für Einzelne zu opfern. Dieserwegen kann er

manche Anforderung abweisen, die Andre billig erfüllen müssen. Er leidet und leistet doch mehr, als alle Andern.

591.

Der Mensch von Genie ist nicht, gleich den Übrigen, ein bloß moralisches Wesen; sondern er ist der Träger des Intellekts einer Welt und mehrerer Jahrhunderte. Er lebt daher mehr der Andern als seiner Selbst wegen.

592.

Ein Bösewicht kann einen gewaltigen Intellekt haben, aber er kann ihn nur auf das richten, was irgendwie Beziehung auf seinen Willen hat: er kann daher ein großer Feldherr, Staatsmann usw. sein: er kann Talent haben. Das Wort bedeutet ursprünglich Geld und bezeichnet die Fähigkeiten, durch welche man den Beifall der Menge und folglich Geld erwirbt.

593.

Das ist der Fluch des Menschen von Genie, daß in demselben Maß, als er den Andern groß und bewundernswürdig erscheint, sie ihm klein und er-

bärmlich vorkommen. Diese Meinung muß er sein Leben lang unterdrücken; und mit der ihrigen halten sie es meistens eben so. Inzwischen ist er verdammt, in einer öden Welt zu leben, wo er nicht auf seines Gleichen trifft, wie auf einer Insel, die keine andern Bewohner hat, als Affen und Papageien. Und dabei neckt ihn ewig die Täuschung, daß er von weitem einen Affen für einen Menschen ansieht.

594.

Ob nicht alles Genie seine Wurzel hat in der Vollkommenheit und Lebhaftigkeit der Rückerinnerung des eignen Lebenslaufs? Denn nur vermöge dieser, die eigentlich unser Leben zu einem großen Ganzen verbindet, erlangen wir ein umfassenderes und tieferes Verständnis desselben, als die Übrigen haben.

595.

Ich glaube nicht, daß je ein Mensch von Genie einen großen Mund gehabt hat: es ist ein zu tierischer Zug. Dahin ist also mein Satz, daß in Stirn und Auge das Intellektuelle, im Munde das Moralische ausgedrückt sei, zu modifizieren.

Lichtenberg's Mund? — Kant's Mund?

596.

Wenn die Natur den letzten Schritt bis zum Menschen, statt vom Affen aus, vom Hunde oder Elephanten aus, genommen hätte; wie ganz anders wäre da der Mensch. Er wäre ein vernünftiger Elephant, oder vernünftiger Hund, statt daß er jetzt ein vernünftiger Affe ist. Sie nahm ihn vom Affen aus, weil es der kürzeste war; aber durch eine kleine Änderung ihres früheren Ganges wäre er von einer andern Stelle aus kürzer geworden.

597.

Der Tod des Sokrates und die Kreuzigung Christi gehören zu den großen Charakterzügen der Menschheit.

598.

Der Hauptzug im Nationalcharakter der Italiener ist vollkommene Unverschämtheit. Diese besteht darin, daß man eines Theils sich für nichts zu schlecht hält, also anmaßend und frech ist; andern Theils sich für nichts zu gut hält, also niederträchtig ist. Wer hingegen Scham hat, ist für einige Dinge zu blöde, für andre zu stolz. Der Italiener ist weder

das eine, noch das andere, sondern nach Umständen allenfalls furchtsam oder hochfahrend.

599.

Die andern Welttheile haben Affen; Europa hat Franzosen. Das gleicht sich aus.

600.

Unter den Menschen findet jeder Rangunterschied der willkürlichen Art willige Anerkennung, nur allein der natürliche nicht: Jeder ist bereit, den Andern für vornehmer oder reicher als sich anzuerkennen und demgemäß zu venerieren; aber den ungleich größern Unterschied, den die Natur zwischen Menschen unabänderlich eingesezt hat, will Keiner anerkennen, sondern an Geist, Urtheil, Einsicht stellt Jeder sich Jedem gleich: daher kommen in der Gesellschaft gerade die Vorzüglichsten zu kurz; weshalb sie solche zu meiden pflegen.

601.

Könige und Bediente werden nur beim Vornamen genannt: — also die beiden Extreme der Gesellschaft.

602.

Jeder Roman ist ein bloßes Kapitel aus der Pathologie des Geistes.

603.

Meine Phantasie spielt oft (besonders bei Musik) mit dem Gedanken, aller Menschen Leben und mein eignes seien nur Träume eines ewigen Geistes, böse und gute Träume, und jeder Tod ein Erwachen.

604.

So oft ein Mensch stirbt, geht eine Welt unter, nämlich die er in seinem Kopfe trägt: je intelligenter der Kopf, desto deutlicher, klarer, bedeutender, umfassender diese Welt: desto schrecklicher ihr Untergang. Mit dem Tier geht nur eine ärmliche Rhapsodie oder Skizze einer Welt unter.

605.

Aus der Lehre von der Bejahung und Verneinung des Willens zum Leben.

Es sage es sich Jeder unverhohlen, daß er eine unendliche Zeit hindurch lebt, um entweder zu leiden, oder sein ganzes Wollen aufzugeben.

Ich bin was jederzeit ist, jederzeit war, und jederzeit sein wird. Und nur ich selbst kann meinen Schleier heben.

606.

Über Religion.

Wenn ein Gott diese Welt gemacht hat, so möchte ich nicht der Gott sein: ihr Jammer würde mir das Herz zerreißen.

607.

Daß das Altertum mit so viel Unschuld bekleidet vor uns steht, ist doch bloß, weil es das Christentum nicht kannte.

608.

Über Urteil, Kritik, Beifall und Ruhm.

Ein Lorbeerkrantz ist eine mit Blättern bekleidete Dornenkrone.

609.

Wer ein großes unsterbliches Werk vollendet hat, den wird die Aufnahme des Publikums und das Urteil der Kritiker so wenig kränken oder bewegen können, als einen Vernünftigen, der im Tollhause

umhergeht, das Schmähren und die Beleidigungen der Tollen. So lange freilich jener Erstere die Menschen nicht kennt, und der Letztere nicht weiß wo er ist, wird es anders sein: aber nach dieser erhaltenen Aufklärung nicht mehr.

610.

Jedes absichtliche Ringen nach Ruhm giebt den Leuten einen Beweis, daß es Einem mit der Sache selbst kein ganzer Ernst sei; sonst man nicht auf den Schatten oder Widerhall derselben so viel Wert legen würde: — nach dem Prinzip, daß das Affektieren irgend einer Eigenschaft beweist, daß man sie nicht hat.

Man soll also für seinen Ruhm durchaus nichts Anderes thun, als ihn verdienen: folglich nicht Andre verkleinern, um sich relativ zu vergrößern; — nicht von Freunden sich loben lassen, noch sonst absichtlich Aufsehen zu erregen suchen; — nicht seine Sache anpreisen und überhaupt nicht laut werden, sondern warten, daß das Verdienst selbst laut werde, was es am Ende muß, wie umgekehrt der künstlich zu Wege gebrachte Ruhm früher oder später erlöschen muß. Denn durch alles Jenes reizt man außerdem noch den Widerspruchsgeist und schärft den doch stets regen Neid.

611.

Freilich müßte der Selbstgenuß, den das Genie an sich und seinen Schöpfungen hat und die Kleinheit, in welcher ihm die Menschen erscheinen, es so erhaben stimmen, daß es gegen den Ruhm, bei diesem Geschlecht, völlig gleichgültig würde, er möchte vorhanden sein oder nicht. Aber diese Welt trägt keine Ideale: ihre Genies bleiben Menschen, haben Schwächen, unter denen die Begier nach Ruhm noch lange nicht die größte ist.

612.

Die Journalkritik hat nicht, wie sie wähnt, Macht über das Urtheil, sondern über die Aufmerksamkeit des Publikums; daher ihr einziger Gewaltstreich im Schweigen besteht. Hingegen muß jedem Schriftsteller von Verdienst ihr Tadel eben so willkommen sein, wie ihr Lob: — es ist ganz Eins.

613.

Sie setzen Leuten Monumente, aus denen einst die Nachwelt gar nicht wissen wird, was sie machen soll. — Aber Bürgern setzen sie keines.

614.

Über Gelehrsamkeit und Gelehrte.

Brodstudenten sind oft genug getadelte worden; aber die Brodprofessoren verstehen sich von selbst.

615.

Über Schriftstellerei und Stil.

Wer die weite Reise zur Nachwelt vorhat, darf keine unnütze Bagage mitschleppen: denn er muß leicht sein, um den langen Strom der Zeit hinabzuschwimmen. Wer für alle Zeiten schreiben will, sei kurz, bündig, auf das Wesentliche beschränkt: er sei, bis zur Kargheit, bei jeder Phrase und jedem Wort bedacht, ob es nicht auch zu entbehren sei; wie, wer den Koffer zur weiten Reise packt, bei jeder Kleinigkeit, die er hineinlegt, überlegt, ob er nicht auch sie weglassen könne.

616.

Aufgeschrieben und gedruckt zu werden, um wirklich ein Teil der Literatur einer Nation zu sein und Jahrhunderte zu bestehen, verdienen nur die Gedanken, welche ein ganz außerordentliches Individuum und

auch dieses nur in ganz außerordentlichen Augenblicken zu denken fähig war. Denn nur solche sind Gedanken, welche die Menschheit nur ein Mal und vielleicht nie wieder aus sich entwickeln konnte, und die daher verdienten, festgehalten und aufbewahrt zu werden.

617.

Satsachen und ihre nächste Verbindung kann bei- nahe Jeder und der Fähige zu jeder Zeit aufschreiben. Aber zu eigentlichen Geisteswerken, zu Gedanken, die als solche und an sich dauernden Wert haben, ist der gewöhnliche Mensch nie, und das Genie nur in seltenen Augenblicken fähig.

618.

Je mehr Gedankenstriche in einem Buche, desto weniger Gedanken.

619.

Psychologische Bemerkungen.

„Im Menschen ist auch eine verehrende Ader“, hat Goethe irgendwo gesagt. Um diesem Triebe zur Verehrung Genüge zu thun, auch bei denjenigen,

welche für das wirklich Ehrwürdige keinen Sinn haben, giebt es, als Surrogat desselben, Fürsten und fürstliche Familien, Adel, Titel, Orden und Geldsäcke.

620.

Misanthropie und Liebe zur Einsamkeit sind Wechselbegriffe.

621.

Zur Lebensweisheit.

Merke dir es, liebe Seele, ein für alle Mal und sei klug. Die Menschen sind subjektiv, nicht objektiv, sondern durchaus subjektiv. Wenn du einen Hund hättest und ihn dir anhänglich machen wolltest, und dächtest nun: „von meinen 100 seltenen und vortrefflichen Eigenschaften wird dem Köter doch wohl Eine einleuchten, und das muß genug sein, um ihn mir auf immer mit Leib und Seele ergeben zu machen“ — wenn du das dächtest, so wärst du ein Narr: streichle ihn, gieb ihm zu fressen und sei dabei übrigens, wie du willst, das genirt nicht, er wird dir treu und ergeben. Nun, merke dir's, mit den Menschen ist's eben so; grad' eben so: darum sagt auch Goethe: „denn ein erbärmlicher Schuft, so wie der Mensch,

ist der Hund“. Darum machen die jämmerlichsten Wichte so viel Glück, weil sie eben gar nichts an sich, für sich, sich, sind, nichts Absolutes, sondern lauter Relatives, immer nur für Andre, immer nur Mittel, nie Zweck, bloßer Köder.

622.

Es ist klüger, auf Reichthum, Macht, Ansehn, Stärke und auf alles troßen, als auf innern wahren Wert. — Was besser zu haben, ist aber eine andre Frage.

623.

Jede Gemeinschaft mit Andern, jede Unterhaltung, hat nur Statt unter der Bedingung gegenseitiger Beschränkung, gegenseitiger Selbstverläugnung, daher muß man in jedes Gespräch sich nur mit Resignation einlassen.

624.

Ob Einer mehr Ursach hat, die Menschen zu suchen oder zu meiden, hängt davon ab, ob er mehr die Langeweile oder den Verdruß fürchtet.

Wer klug ist, wird im Gespräch weniger an das denken, worüber er spricht, als an Den, mit dem er spricht; denn sobald er dies tut, ist er sicher, nichts zu sagen, das er nachher bereut, keine Blöße zu geben, keine Unvorsichtigkeit zu begehn: aber sonderlich interessant kann sein Gespräch nie werden.

Geistreiche Leute machen es leicht umgekehrt: der Andre ist ihnen oft nur der Anlaß zum lauten Monolog: für welche subordinierte Rolle der Andre sich auch oft durch Lauern und Entlocken entschädigt.

Seltene Naturen, Sonderlinge, können nur durch seltene Verhältnisse glücklich werden, die grade zu ihrer Natur so passen, wie die gewöhnlichen zu den gewöhnlichen Menschen: und diese Verhältnisse wieder können nur entstehen durch ein ganz eigen tümliches Zusammentreffen mit seltamen Naturen ganz anderer Art, die aber grade zu jenen passen. Darum sind seltne und seltene Menschen selten glücklich.

627.

Der ist der Klügste, welcher keine Barmherzigkeit übt, weil er weiß, daß ihm keine widerfährt. — Unter Königen *cela va sans dire*.

628.

Stolz ist sehr nötig gegenüber der Dummdreistigkeit und Unverschämtheit der Leute, die vor Niemanden, als ihren Vorgesetzten, Respekt haben und Jeden, der ihnen nicht, sei es durch einen Titel oder einen Orden, oder durch sein Benehmen, ihre Inferiorität jeden Augenblick fühlbar macht, für ihres Gleichen, d. h. für etwas Nichtswürdiges halten.

629.

Man kann überall in der Welt und in allen Verhältnissen nur durch Macht und Gewalt etwas durchsetzen: die Gewalt aber befindet sich meistens in schlechten Händen; weil überall die Schlechtigkeit in furchtbarer Majorität ist.

630.

Ganz recht! Jeder hat, unabhängig von Dem, was

er wirklich und an sich ist, eine Rolle zu spielen, die von außen das Schicksal ihm aufgelegt hat, indem es seinen Stand, seine Erziehung und seine Verhältnisse bestimmte. Die Nothwendigkeit, die mir die nächstliegende scheint, ist, daß man im Leben, wie auf der Bühne, den Schauspieler von seiner Rolle unterscheiden soll; also den Menschen als solchen von dem was er vorstellt, von der Rolle, die Stand und Verhältnisse ihm aufgelegt haben. Wie nun oft der schlechteste Schauspieler den König, der beste den Bettler macht; — so kann es auch im Leben geschehn, und Nothwendigkeit ist es auch hier, den Schauspieler mit seiner Rolle zu verwechseln.

631.

Aus den philosophischen Fragmenten.

Keine Kunst wirkt auf den Menschen so unmittelbar, so tief ein, als diese, eben weil keine uns das wahre Wesen der Welt so tief und unmittelbar erkennen läßt, als diese. Das Anhören einer großen, vollstimmigen und schönen Musik ist gleichsam ein Bad des Geistes: es spült alles Unreine, alles Kleinliche, alles Schlechte weg, stimmt Jeden hinauf auf die höchste geistliche Stufe, die seine Natur zuläßt:

und während des Anhörens einer großen Musik fühlt Jeder deutlich, was er im Ganzen wert ist, oder vielmehr, was er wert sein könnte.

632.

Aus den nachgelassenen Fragmenten.

Buddha, Eckhart und ich lehren im wesentlichen dasselbe: Eckhart in den Fesseln seiner christlichen Mythologie; im Buddhismus liegen dieselben Gedanken unverkümmert durch solche Mythologie, daher einfach und klar, soweit eine Religion klar sein kann; bei mir erst ist volle Klarheit.

633.

Zu Julius Baumann, seine Buddha-statuetten zeigend, Ende August 1860.

In Böhmen wohnt ein Mann, der bekränzt täglich mein Bild frisch. Ist das nicht schön?

634.

Ich hoffe, daß ich leicht sterbe; wer auch sein

Lebenlang einsam gewesen ist, wird sich auf dieses solitaire Geschäft besser verstehen, als Andere.

635.

Zu Dr. Gwinner, 1860.

Daß meinen Leib nun bald die Würmer zernagen werden, ist mir kein arger Gedanke; aber mit Grauen denke ich daran, wie mein Geist unter den Händen der Philosophieprofessoren zugerichtet wird.

636.

Zu Dr. Gwinner, 1860.

Es wäre doch erbärmlich, wenn ich jetzt sterben sollte, ich habe den Parergis noch wichtige Zusätze zu geben Zum absoluten Nichts zu gelangen, würde für mich nur eine Wohlthat sein; aber der Tod eröffnet leider keine Aussicht darauf. Es gehe aber wie es wolle, ich habe zum wenigsten ein reines intellektuelles Gewissen.

637.

Zu Dr. Wilhelm Gwinner, auf die Frage, ob er die Sezierung seiner Leiche verbiete; 1860.

Ja! Haben sie vorher nichts gewußt, so sollen sie auch nachher nichts wissen!

638.

Als ihn Dr. Wilhelm Gwinner fragte, wo er begraben sein wolle, 1860.

Es ist einerlei, sie werden mich finden.

Mit dem Porträt Schopenhauers
nach Wulff. Titel und Einband von
W. Liemann. Druck von der Buch-
druckerei Poeschel & Trepte, Leipzig.

Neuerscheinungen aus dem
Verlag Julius Zeitler · Leipzig · Seeburgstraße 57

Elisabeth und ihr deutscher Garten

Autorisierte deutsche Ausgabe übertragen aus dem Englischen der
ungenannten Verfasserin von Hedwig Deneke-Waechter.

In künstlerischer Ausstattung M 4.—

Ein entzückender Roman aus dem deutschen Landleben auf Schlössern
und Rittergütern des deutschen Nordens in der Nähe der Ostsee. Alle
Freuden und Leiden und Erfahrungen einer schönen und intelligenten
Landlady sind darin auf eine so amüsante Weise beschrieben, daß man
das Buch unbedingt lieb gewinnen muß.

Der einsame Sommer

Von der Verfasserin von „Elisabeth und ihr deutscher Garten“.
Autorisierte Ausgabe besorgt von Hedwig Deneke-Waechter.

In künstlerischer Ausstattung M 4.—

Der wunderbare Sommertraum in der Gartenwildnis um ein nieder-
deutsches Schloß.

André Chevrillon, In Indien

Autorisierte deutsche Ausgabe, übertragen von Annette Kolb.

Künstlerisch gebunden mit zehn Bildbeigaben M 8.—

Impressionistische Schilderungen von höchstem künstlerischen Reiz aus
Indiens Landschaft, Kultur, Religion und Geistesleben. Es ist das
packendste Reisewerk über Indien.

Goethe, Venetianische Epigramme

Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Otto Deneke. Brosch.

M 2.50, gebunden M 3.50.

Hans Dobeneß, Die weite, weite Welt

Bunte Bilder von deutschen Reisen. Gebunden M 5.50.

In Vorzugsband M 12.—

In die weite, weite Welt führen die von Hans Dobeneß heraus-
gegebenen „Bunten Bilder von deutschen Reisen“. Neben den vielen
Reisebüchern, die fortwährend entstehen, war bisher eines zu vermissen,
das alles Beste und Feinste aus dem Reisen und Wandern unserer Väter
und Großväter wieder einmal vor unsere Augen rückte. So ist dieses
Buch geworden, in dem die Reisefreudigkeit und Reiselust des deutschen
Volkes sich in besonders glänzender Weise ausdrückt. Von den Namen
der Reisenden seien nur wenige genannt: Forster, Herder, Goethe, Arndt,
Moritz, Stolzberg, Humboldt, Seume, Chamisso, Grillparzer, Heine, Pückler-
Muskau, Schack, Hebbel usw. Die schönste Erdenwanderung durch die weite,
weite Welt, mit diesem Reisebuche kann man sie antreten und genießen.

K e h l e n = B ü c h e r

Goethe

Mit einem Bildnis des jungen Goethe nach dem Gemälde von Georg Oswald May (1779). In Ganzleder gebunden M 5.—.

Luxusausgabe M 12.—.

Es ist ein tatsächlicher „Goethe in einer Nuß“, dem in seiner Anlage und seinem Gehalt nur weniges ähnliche aus dem ganzen Umkreis der Goethe-literatur an die Seite gestellt werden kann.

Heinrich Heine

Aussprüche und Verse. In künstlerischer Ausstattung mit dem Porträt Heinrich Heines nach einer Lithographie von Oppenheim. In Ganzleder gebunden M 5.—. In Vorzugsausgabe in Ganzpergament M 12.—.

Ein ganz ernstes und treues Spiegelbild des innerlichsten, dichterischen und menschlichen Wesens Heines. Das schöne und ergreifende Buch muß jedem Menschenalter und jedem Stand empfohlen werden.

Friedrich Schiller, Gedanken und Aussprachen

Mit dem Bildnis Schillers nach der Büste von Dannecker. In Ganzleder geb. M 5.—. In der Vorzugsausg. M 12.—. Der heroische Mensch Schiller tritt hier in seinem reinsten und tiefsten Erkennen ans Licht.

Worte Napoleons

Berühmte Aussprüche und Worte Napoleons von Corsika bis St. Helena. Mit einer Originalradierung von Bruno Héroux nach dem Napoleon-Porträt Delaroches. Fünftes Tausend. In Ganzl. geb. M 5.—. Auf van Geldern in Ganzperg. M 10.—.

Friedericus Rex

Aussprüche und Gedanken Friedrichs von Preußen. Mit dem Porträt des alten Friß von Anton Graff. Viertes Tausend. 480 Seiten. In Ganzleder gebunden M 5.—.

Bismarck, Ein deutsches Heldenleben

Mit einem Bildnisse Bismarcks nach einem Porträt Franz von Lenbachs. In Ganzleder geb. M. 5.—, Vorzugsausg M. 12.—.

Kataloge und Prospekte durch jede Buchhandlg. frei und kostenlos

Verlag Julius Zeitler · Leipzig · Seeburgstraße 57

LIBRARY OF THE

UNIVERSITY OF

CHICAGO

1880

1880

1880

1880

UNIVERSITY OF CHICAGO

476259

LG Schopenhauer, Arthur
S3732g Gedanken und Aussprüche.

NAME OF BORROWER.

DATE

**University of Toronto
Library**

**DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET**

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

